Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachteu Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

1781

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 4461
23.
24.

Schriften

von

Caroline Pichler.

Drei und zwanzigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Frauenwürde . . . . S. 3
(Die Fortsetzung dieser Erzählung im nächsten Bändchen.)

3/71/64

Frauenwürde.

1. Gräfin Ida von O'born an ihre Mutter.

**bad, den 20. Junius 1810.

Mein erster Brief, den ich vor einigen Tagen in Eile absandte, wird Ihnen gemeldet haben, daß wir glücklich hier angekommen sind, und die Tante sich ziemlich wohl befindet. Jetzt, da Alles ausgepackt, geordnet, der Haushalt eingerichtet und die Umgebung ein wenig betrachtet ist, setze ich mich hin, Ihnen genaueren Bericht von Allem abzustatten.

Unsere Reise war langweilig, wie alle Fahrten, wobei man ein schimmerndes Ziel vor Augen hat, und das Weiterkommen nur als ein Mittel angesehen wird, jenes zu erreichen. Der Tante erschien an dem Ende ihrer Reise die Göttin Hygiäa mitten in den heilenden Wassern des Quells, mir das bewegte muntere Leben eines Badeorts, wornach mich schon lange gelüstet hatte. Der Raum bis dahin war uns nur eine Kluft, die uns von dem gewünschten Gegenstand trennte. So wurde jede Station, die wir zurücklegten, gesegnet und mit Freuden von der Summe der noch übrigen abgezogen. Ueberdies ist der Weg an sich einförmig; ich glaube aber, daß, wenn ich auch durch die schönsten Gegenden der Welt gefahren wäre, ich diesmal nicht sehr davon angeregt worden wäre. Sie wissen, liebste Mutter, daß ich, bei aller Achtung für die Hervorbringungen der Natur,

keine große Freundin von Landschaften bin, und ein Gemälde dieser Art mir nur durch die Staffage bedeutend wird.

Mir gefällt es hier überaus wohl. Das Städtchen ist freundlich, zwischen schönen Bergen gelegen. Es sind viele Kurgäste da, und die Nähe der großen Stadt vermehrt die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Die schattigen Thäler zwischen den Bergen gewähren liebliche Spaziergänge, elegante Equipagen, geschmackvoll geputzte Menschen beleben, verschönern die einsame Gegend und verbreiten Freude, Bewegung und Interesse. Es gibt wirklich einen sehr hübschen Anblick, wenn man von einer der Anhöhen des lieblich geschwungenen Thals hinab und hinan blickt, dort die bunten Gestalten zwischen dem lebhaften Grün wandeln, hier in Gruppen auf den Bänken vertheilt sitzen, dann von fern die glänzenden Kutschen daherrollen, sich auf dem dazu bestimmten Platze sammeln, die Reiter hierhin und dorthin sprengen sieht. Es ist ein bewegliches Gemälde, das ungemein viel Reiz hat.

Wir haben bereits einige angenehme Bekanntschaften gemacht. Da die Verhältnisse und der Geschmack der Tante ihr erlauben, Leute bei sich zu sehen und sich unter dem Schwarm unbedeutender Menschen bemerken zu machen, so sammelt sich, was mehr Gehalt, oder wenigstens Ansprüche hat, um uns, und ich will es versuchen, Ihnen einige Porträte mit flüchtigen Zügen zu entwerfen.

Zuerst führe ich Ihnen einen Baron Fahrnau mit seiner Gemahlin vor. Er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, reich und voll gebaut, mit dun-

keln Augen von langen Wimpern überschattet, die eben so viel Gutmüthigkeit als Entschlossenheit anzeigen. Er hat in früheren Jahren, wie man sagt, mit Auszeichnung gedient, auch trägt er den Orden. Wunden und eine unbillige Zurücksetzung veranlaßten ihn, nach geschlossenem Frieden seinen Abschied zu nehmen. Nun lebt er mit seiner Frau Jahr aus Jahr ein auf einem mäßigen Gute das er selbst bewirthschaftet, und von dem er nur höchst selten einen Ausflug in die Welt macht. Man sieht dies den guten Leuten auch an. Es ist das Ehepaar aus der Provinz, zärtlich, unzertrennlich, neu, und in vielen Dingen linkisch. Die Frau besonders, eine klare, feine Brünette, mit nicht übeln Zügen und großen, sanften Augen, hat eine wahre Hausfrauentournüre. Ich weiß nicht, ob Sie verstehen, was ich damit sagen will; aber es ist so etwas Eigenes um diese Weiber, die gar nichts anders sind, als Frauen und Mütter. Sie kennen außer ihrer Kinder- und Gesindestube nichts und wissen von nichts, als von den Krankheiten oder Fähigkeiten der Kleinen, den Untugenden ihrer Mägde und den Marktpreisen zu reden.

Indessen, so unbedeutend mir das Paar erscheint, so erregt doch er unter den hiesigen Damen viel Aufsehen, und einige von den Herren finden auch Geschmack an unsrer Penelope. Hierher gehört vorzüglich ein alter Geck, Graf Norbeck, der mit ihnen vom Lande gekommen ist, wo er in ihrer Nachbarschaft wohnt. Diese immer lächelnde, flache Gestalt ist in der Jugend schön und bei Hofe gewesen, und hat alle Unbedeutenheit, aber auch alle Zierlichkeit und Förmlichkeit des ehemaligen Elegant in sein mattes Alter hinübergenommen.

Ein erbärmliches Wesen, das gar zu gern um junge, hübsche Weiber herumtändeln und Eindruck machen möchte!

Ein zweiter, ziemlich erklärter Verehrer der Baronin ist bedeutender. Es ist ein Fremder, Lothar genannt, dessen eigentliches Wesen, Herkunft, Bestimmung, Absicht — Niemand kennt. Er gilt für einen schönen, und noch mehr für einen starken Geist. Mir mißbehagt der Mensch. Ich erschrak über seine Gestalt, als ich ihn das erste Mal sah. Ein struppiges, staubfarbenes Haar, ein Schnurrbart, eine seltsame Kleidung, die bequem und anspruchslos seyn soll, aber nichts weiter als auffallend ist, unangenehme Züge, doch eine hübsche Figur und Gewandtheit, übrigens ein Verächter des weiblichen Geschlechts und aller hergebrachten Formen, so eine Art von Kraftgenie, die, damit man sie ja nicht für Menschen, wie die Andern halte, das Schild der Originalität in Kleidung, Sprache und Sitten aushängen!

Dann folgt eine Demoiselle Haller, ein Gesellschaftsfräulein, und hiermit charakterisirt, denn vielleicht drückt keine Art von Lebenslauf ihr Siegel so unerkennbar auf, als diese; ein untergeordnetes, immer gefälliges, immer bejahendes Wesen, verblüht, schweigsam und unbemerkt. Doch unterhält sich die Fahrnau gern mit ihr, und spricht mit Achtung von ihrem Verstand. Nun, für die Landedelfrau mag diese Mademoiselle Haller allerdings ein Orakel seyn!

Aber nun kommt die Hauptfigur, die unter der ganzen Badegesellschaft die meiste Aufmerksamkeit erregt und bisher auch wohl verdient hat. Es ist die be-

rühmte Schriftstellerin, von der wir schon Manches gelesen haben, Frau von Sarewsky, und die lange, blasse Haller ist ihre Gesellschafterin. Ein schönes Weib ohne Zweifel, vom besten Ton, die vortrefflich Französisch spricht, kränklich, voll Affectationen, voll Ziereriein ist, und dies bei deu Männern trefflich geltend zu machen versteht! Uebrigens führt sie, so wenig ihr scheinbar einfacher Anzug, ihre anspruchslose Equipage, Livree u. s. w. auf den ersten Anblick in die Augen fallen, einen sehr glänzenden Haushalt. Alle Tage erscheint sie mit einem andern Shawl auf der Promenade; sie hat die schönsten Meklenburger vor einem ächt englischen Wagen gespannt, ihre Leute sind in das feinste Tuch gekleidet, Alles bei ihr und an ihr athmet Geschmack und Eleganz. Sie hat sich sogleich zur Tante gesellt, und scheint sich bei ihrer höheren Bildung in unserm Kreise besser, als in den übrigen zu gefallen.

Das sind ungefähr die vorzüglichsten Gestalten, oder wenigstens die, welche am öftersten erscheinen, und ich freue mich, daß der Zufall so viel ausgezeichnete Individualitäten um mich her versammelt hat, deren deutlich ausgesprochene Eigenheiten mir Unterhaltung versprechen. Doch, es ist die Stunde, um in den Park zu gehen, und die Tante hat schon zwei Mal geschickt. Ich füge also nur noch bei, daß die Gesundheit dieser verehrten Frau sich merklich gebessert hat, und der Anfang der Bade=Kur uns zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Das genauere Detail behält sie sich vor, Ihnen selbst zu schreiben. Ich küsse Ihnen mit kindlicher Ehrfurcht die Hand.

1. Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

**bad, den 24. Junius 1810.

Wir sind in **bad. Du wirst dich wundern. Ich habe mich selbst darüber gewundert, als mein Ludwig vor ungefähr zehn Tagen dem ewigen Zureden unsers Nachbars nachgab, und sich entschloß, diese Zauberwelt, wie es Graf Norbeck, dieses Babel, wie ich es nennen möchte, auf vierzehn Tage zu besuchen. Lange widerstand mein Mann dem Zureden des Grafen, noch länger suchte ich seinen wankenden Entschluß aufzuhalten; denn Du weißt, mein Sinn steht nicht nach diesem Gewirre, und ich war in meiner ländlichen Einsamkeit, wo der Ernten ruhiger Kreislauf meine Wünsche begränzte, so glücklich, daß mir vor jeder Veränderung in unserem schön geschlossenen Leben graute. Aber der Graf drang durch, indem er allen raschen Lebensmuth und Frohsinn meines Mannes und alle Erinnerungen an sein ehemaliges bewegtes Leben erweckte. Er besorgte uns eine Wohnung, Ludwig sandte Relais voraus, ich packte unsere Kinder, Wäsche und Kleider ein, und so langten wir nach einer angenehmen Fahrt durch unsere Berge, wobei die Kinder ganz besonders glücklich waren, hier an.

Gleich im Anfange war mir das Lärmen, die Unruhe, das Gewühl auf den Straßen, das Gedränge auf den Spaziergängen höchst lästig. An die Stille unserer Berge gewohnt, konnte ich keine Nacht schlafen, und fühlte mich jeden Abend betäubt und erschöpft von den vielen wechselnden Gegenständen und Unterhaltungen des Tags. Ludwig fand sich schon besser darein. In seiner früheren Jugend an das Geräusch des Feldlagers,

an das leutselige Leben unter den Kameraden gewohnt, hier und dort von einem alten Bekannten angesprochen, der ihn durch Gespräch und Erinnerung in jene Welt zurückzauberte, gesucht und geschätzt um seines Kriegsruhms sowohl, als um seiner Persönlichkeit willen, fühlt er sich angenehm angezogen, geehrt, befriedigt.

Nach und nach finde ich mich denn auch mehr zurecht. Ich habe einige interessante Bekanntschaften gemacht, unter andern die Gräfin Wingheim mit ihrer sehr schönen und talentvollen Nichte. Bei ihr ist der Vereinigungspunkt alles Besseren, Gebildeten, das nicht mit dem allgemeinen Strom forttreibt, und die alte Gräfin, die, trotz ihrer Jahre und Kränklichkeit, Lebhaftigkeit des Geistes mit ungemeiner Sanftmuth verbindet, scheint eine sehr würdige Frau. So wie auf einem Gartenbeet mannigfach gefärbte Blumen lieblich durcheinander spielen, gerade die Verschiedenheit den höheren Reiz ausmacht, und man in der bunten Menge auch nicht Eine missen möchte, so wirken in diesem Kreise verschiedenartige aber meist ausgezeichnete Geister durcheinander. Frau von Wingheim besitzt das Talent, die angenehme Frau vom Hause zu machen, in vorzüglichem Grade. Sie weiß Jedermann auf seine Art zu behandeln, jedes Verdienst in sein Licht zu stellen, Jeder fühlt sich bemerkt, geltend gemacht. So ist auch Jeder vergnügt, und zollt gern seinen Theil zur allgemeinen Unterhaltung. Zum Theil durch Norbecks Geschwätzigkeit wurden auch meine Liebe zur Malerei und meine Versuche hervorgezogen, und Frau von Wingheim machte mich mit einem fremden Herrn, Lothar genannt, bekannt, der, ohne selbst ein ausübender Künstler zu seyn, bei großer

Fertigkeit gründliche Ansichten der Kunst besitzt, die er auf seinen vielen Reisen mit Scharfsinn und Glück gesammelt hat. In seinem Umgang ist mir manche genußreiche Stunde verflossen. Er hat mir Ideen über die Kunst, besonders über die alte deutsche Schule eröffnet, wovon ich in meiner Abgeschiedenheit von der Welt und ihren Kunstschätzen keinen Begriff hatte; ja er hat mich diese Ueberbleibsel einer besseren Zeit im eigentlichen Sinne sehen gelehrt, obwohl er selbst bei Weitem nicht so dafür eingenommen ist, als sie mich ansprechen, und ihm die italienischen Schulen und die Antiken über Alles gehen.

Indessen so sehr mein Verstand und meine Liebe zur Kunst ihre Rechnung in seinem Umgang finden, so wenig fühlt mein Gemüth sich ihm geneigt; ja oft wandelt mich eine Art von Grauen vor ihm an, wenn ich ihn schneidend und kalt über althergebrachte Einrichtungen, über Volksglauben, über den Unterschied der Stände, über die Schwachheiten des menschlichen, und besonders des weiblichen Geschlechts urtheilen höre, als ob dies Herz sich von Allem losgemacht hätte, was uns andern Erdbewohnern heilig oder lieb ist, und in seiner kalten, abgeschlossenen Höhe ganz einsam wohnte. Norbeck, der die Lästerchronik der ganzen Welt weiß, hat mich versichert, daß dieser Lothar, so wenig hübsch sein Gesicht ist, dennoch durch seine Kühnheit und Genialität sehr wohl bei den Frauen gelitten seyn, manche heiße Leidenschaft eingeflößt und manches Herz gebrochen haben soll. Vielleicht ist es eine geheime Ahnung dieser Furchtbarkeit, die mich von ihm zurückscheucht; doch meine ich, der Mensch könnte mir, auch wenn ich noch jünger und mein Herz frei wäre, nie gefährlich werden.

Nicht vollendet schön, wie Gräfin Ida, die Nichte der Wingheim, aber unendlich bedeutender ist mir die berühmte Dichterin Sarewsky, deren persönliche Bekanntschaft, nachdem ich ihren Geist schon oft in ihren Werken bewundert hatte, mir sehr viel Vergnügen machte, und die ihrer zerrütteten Gesundheit wegen das Bad besucht. Ein feiner Wuchs, ungemein viel Anmuth des Betragens, ein Zug von stillem Kummer, der ihr großes, braunes Auge oft mit unwiderstehlichem Ausdruck zum Himmel richtet, und die schönen Formen des blassen Gesichts noch mehr erhebt, machen sie höchst anziehend. Denke Dir dazu, daß sie einen sehr gebildeten Geist besitzt, und wirklich sehr schöne Gedichte macht, wovon sie uns zum großen Vergnügen der Gesellschaft schon einige vorgelesen hat, so wirst Du begreifen, daß sie ohne Widerspruch die merkwürdigste Person des ganzen Kreises ist. Sie scheint das nicht glauben oder nicht merken zu wollen; indessen meine ich doch, sie weiß es, und es liegt Etwas in ihrem Benehmen, das mir nicht ganz einfach scheint. Ungezwungener ist Gräfin Ida, die Alles um sich her mit einer Art von Stolz und übersehendem Wesen behandelt, welches sie freilich der Mühe überhebt, sich um die Gunst eines Cirkels zu bewerben, den sie auf jede Weise unter sich hält. Dennoch gelangen beide Damen auf ganz entgegengesetzten Wegen an dasselbe Ziel, sich bemerken und bewundern zu machen.

Schilt mich nicht tadelsüchtig, liebe Schwester! Ich maße mir nicht an, über irgend Jemands inneren Gehalt abzusprechen, sondern schildere Dir nur den ersten Eindruck der äußern Erscheinung. Vielleicht finde ich es einst ganz anders, und nehme dann mein Urtheil mit

williger Anerkennung meines Irrthums zurück. Lebe wohl!

3. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

**bad, den 30. Junius 1810.

Mit mir wird es nicht besser, meine geliebte Freundin, und ich kann die Frage der besorgten Liebe in Deinem vorigen Briefe nur mit der ewig alten Klage beantworten, daß meine Gesundheit mit jedem Monate schlechter, mein Gemüth mit jedem Tage leidender, düstrer wird.

Voll froher Hoffnungen kam ich hierher. Hier, dachte ich, soll ein Hafen der Ruhe für mich seyn, wo die von Stürmen gejagte Seele ausruhen und durch die Stille des Aufenthalts, durch die Kraft der warmen Quelle Stärke zu neuen Kämpfen sammeln könnte, die ihr gewiß nicht ausbleiben würden. Es ist nichts mit dieser freundlichen Täuschung, und ich fürchte, der Sturm hebt sich schon wieder von neuem auf, der mich auch von hier treiben und in trüber, verworrener Unsicherheit durch die fremde Welt jagen wird.

Wie ich vor einigen Wochen, recht leidend und müde gequält, von Weitem mich diesem ländlichen Aufenthalt näherte, wie diese Berge mich freundlich ansprachen, die die ungeheure, sich nach Ost und Nord ausdehnende, Fläche beruhigend begränzen, und gleichsam den ermüdenden Lauf des in's Unendliche hinstrebenden Gedankens mit ihren grünen Wäldern und den alterthümlichen Schlössern auf ihren Stirnen so wohlthätig aufhalten! Hier, hier sollte ich Ruhe finden, hier oder nirgends! — Ach, es war ein Traum!

Tief im Innersten des zerrissenen zwiespaltigen Herzens liegt der ewig wuchernde Keim der Unzufriedenheit. Nicht, wie die Welt dies Wort meint, die Welt, die mich nicht versteht und in blöder Verwunderung als ein Wesen aus andern Sphären anstaunt, nicht, meine Bertha, als trüge sich aus mir der Geist der Unbestimmtheit und Verworrenheit auf Alles über, was mich umgibt — ach, ich weiß nur zu wohl, was ich will, und warum ich's will — aber daß das, was ich als das höchste und einzige Glück erkenne, die Welt mir nicht zu geben vermag, daß ich mit meinen Gefühlen und Forderungen ein ewig verstoßener Fremdling in diesem rauhen Leben bin, das mit täppischer Hand kalt und gemein in mein zartestes Heiligthum greift, das ist mein Unglück!

Und kann ich es ändern? Kann ich auch nur wünschen, daß es anders seyn sollte, wenn ich, um dies zu erreichen, das zartbesaitete Aeolsharfenspiel eines leichtbewegten Gemüths, und die Regenbogenflügel meiner Phantasie gegen die metallene oder hölzerne Glocke einer solchen Gewohnheitsseele vertauschen müßte, wie sie mich zu Tausenden umgeben, an die der Schwengel der alltäglichen Begebenheiten recht derb anschlagen muß, um nur Einen und ewig denselben Ton in ermüdender Einförmigkeit hervorzulocken?

Nein! Wie viel ich auch leiden mag, wie verletzbar und häufig verletzt auch dies so oft zerrissene und nie ganz geheilte Herz dadurch wird, nein, ich tausche nicht mit diesen Menschen um mich her.

Sonst, im Körperlichen, geben vernarbte Wunden eine dichtere Stelle, die nicht mehr so leicht zu beleidigen ist; aber im Geistigen herrscht, ich fühle es, ein

anderes Gesetz. Oder herrscht es nur bei mir? Bin nur ich dazu ersehen, in jeder neuen Wunde alle alten wieder mitzufühlen, und jemehr Narben ich aufzuweisen habe, destomehr verletzbare Stellen dem Schicksal darzubieten?

Und wieder andere Menschen! — O der Himmel scheint sie recht zur Schatzkammer aller seiner Güter, zum seligen Tempe erkoren zu haben, auf das er in unerschöpflichem Reichthum und Segen das Füllhorn seiner Freuden ausleert! Da ist eine Frau von Fahrnau, ein hübsches, junges, in ländlicher Gesundheitsfülle blühendes Weib, wohlhabend genug, um vor jeder Sorge gedeckt, und nicht reich genug, um dem Ueberdruß des Ueberflusses ausgesetzt zu seyn. Ziemliche Geistesbildung und ein entschiedenes Talent für Malerei verschönern ihr Leben, ein ewig heiterer Gleichmuth thront auf ihrer freien Stirn, jeder Umgang, jede Umgebung gilt ihr gleich, sie ist im Stande, mit dem unbedeutendsten Weibe einen recht angelegentlichen Zweisprach zu führen, sich in alle Nichtigkeiten und Alltäglichkeiten des häuslichen Lebens zu vertiefen, wie die gemeinste Weiberseele, die in ihrem versponnenen, verkochten, verwaschenen, vernäheten Leben, wie Jean Paul sagt, nie etwas Höheres kannte. Diese Frau umhüpfen zwei bildschöne Kinder, wie Amorino's gestaltet, die sie auch mit allem Zauber mütterlich verklärender Liebe in einer Fülle von bunten Blumen eben so phantasiereich als gemüthlich für ihren Mann gemalt hat. — Und dieser Mann! Bertha! Dieser Mann! Wie kommt die Frau zu diesem Mann? Wie hat sie in ihrer stillen Gleichmüthigkeit, in ihrem heitern Alltagswesen dies Herz

entzünden können? Baron Fahrnau ist der schönste — doch das ist wenig gesagt — er ist der unwiderstehlichste Mann, den ich je gesehen. Daß sie mit ganzer Seele an ihm hängt, begreife ich wohl, und begreife es auch nicht; denn wie kann sie ihn ganz verstehen? Doch ihr beschränktes Wesen wird durch einen Splitter seiner reichen tiefen Natur befriedigt und vollkommen beglückt. So ist er ihr Alles. Aber sie ihm? — Ich weiß es nicht. Er scheint sie zu lieben, ihn ziehen Gewohnheit, ihre Herzensgüte, ihre Unterordnung, endlich die himmlischen Kinder an sie.

Kurz, sie ist glücklich, sie ist das neidenswertheste Weib auf Erden, sie genießt der höchsten Seligkeit, und ihr stilles, stumpfes Gemüth wird nur befriedigt, nicht hingerissen, nicht aufgezogen in die Höhen des Himmels, und fürchtet also auch keinen Sturz. Die Ueberselige!

Ob es wohl wahr ist, was W e r n e r in seinen Schriften an mehr als einer Stelle deutlich ausspricht, daß die Liebe ein Blitz ist, der in zwei verwandte Herzen auf einmal einschlägt, sie entzündet und läuternd verzehrt — Wahrheit oder nur ein poetisches Bild, eine Abstraction von e i n e m außerordentlichen Falle? — beide Herzen auf einmal!

Mein Kopf ist wüst. Ich habe viel geschrieben und Vielerlei — wie verworren, wie unzusammenhängend, mag ich nicht untersuchen, denn ich mag nicht überlesen. Es ist mir nichts mehr in der Seele zuwider, als ein bedächtliches Wiederkäuen von Gedanken und Gefühlen, die in einer bewegten Stunde, der meisternden Vernunft unbewußt, aus Geist und Gemüth hervorquellen. Sie sind es eigentlich, die den Menschen in

seiner innersten Eigenthümlichkeit darstellen, wie er ist. Wollte ich überlesen, würde ich zu überlegen, zu tadeln, zu ändern finden. Dann bekämst Du wohl einen besseren Brief, aber kein so treues Gemälde meines armen, zerrissenen Ichs, das doch, ich hoffe es, Dir auch lieb, und wenn schon mitleidens- doch auch achtenswerth ist. Leb' wohl!

4. Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

**bad, den 2. Julius 1810.

Norbeck hat mich beredet, endlich nach acht Jahren zum ersten Mal mein stilles Rosenstein zu verlassen, und hier in **bad zu sehen, ob und wieviel sich die Welt seit dem verändert hat. Ich hatte lange nicht Lust dazu. Mir war wohl in meinen Bergen, im Kreise meiner Lieben, den ich nur verließ, wenn nothwendige Geschäfte mich in die nahe Provinzialstadt führten. Der Gedanke, meiner geliebten Leonore Freude zu machen, bestimmte mich mehr, als Norbeck's Zureden. Du kennst das holde, treffliche Weib, das so gern über Andere sich selbst vergißt. Sie schien es nicht zu wünschen, sie fand Hindernisse. Ich konnte nicht glauben, daß die fröhlich blühende, junge Frau kein Wohlgefallen an einem Schauplatz finden sollte, auf dem ihre Gestalt, ihre Talente ihr Auszeichnung und Vergnügen zusicherten; aber es war mir sehr wahrscheinlich, daß ihre Häuslichkeit und die Besorgniß, mich zu einer beträchtlichen Ausgabe zu vermögen, ihr jenes Betragen eingaben, und ich hatte nicht unrecht gesehen. Meine gute Leonore fühlte sich wirklich, nachdem die ersten Tage der Ungewohntheit vorüber waren, recht vergnügt. Sie wird ehrenvoll

ausgezeichnet, ihre liebliche Gestalt, ihr feines und anspruchloses Betragen erregen Wohlgefallen, und ihr schönes Talent zur Malerei, das nur ihre holde Demuth für nichts als eine gewöhnliche Fertigkeit ansieht, hat Aufsehen gemacht. Ein gewisser Lothar, ein Fremder, der eben aus Italien zurückgekommen ist, und hier für ein Mittelding von Künstler oder Kunstkenner, im Ganzen aber für ein räthselhaftes Wesen gilt, huldigt ihr vor Allen. Es ist so eine Art von Kraftgenie, ein Mann des Volks, der nichts über sich dulden mag, weil er überall herrschen möchte. Wir stoßen einander ab, wie zwei gleichnamige Pole, nicht um Lorchens willen — hier ist er mir nicht furchtbar, und ihre stille Würde hält ihn ohne Sprödigkeit in den gehörigen Schranken — aber seine Denkart und seine Reden sind mir unerträglich. Er ist, um Alles mit Einem Worte zu bezeichnen, ein Franzosenknecht, ein Mensch, der sein deutsches Vaterland verachtet, verläugnet und verräth, um den Weltbezwingern zu huldigen, und gelegentlich durch sie sein Glück zu machen, und der darum den Philosophen und Cosmopoliten spielt. Ich verachte diese Menschenart, obwohl ich in zu blinder Achtung für alte Vorrechte nicht übersehe, was die neue Zeit Gutes hervorgebracht hat. Das Mittelalter, das Ritterthum ist verschwunden, die fortschreitende Menschheit bedarf veränderter Formen. Aber jenen Revolutionärs ist es nicht um die Menschheit zu thun. Sie wollen herrschen, und darum nichts anerkennen, was einst gut und ehrwürdig war, und seine Brauchbarkeit, ja seine Nothwendigkeit durch Jahrhunderte bewährt hat, nämlich jene festgestellten Pfeiler des gesellschaftlichen Vereins, den Un=

terschied der Stände, die Religiosität der Gesinnungen und die Heiligkeit des Throns, auf welche das Glück der Menschheit wie auf unerschütterliche Felsen gebaut war, weil sie in ihrer ehrwürdigen Unerreichbarkeit, unzugänglich für das Treiben der Leidenschaften, wie für das Graben und Stöbern der Neuerungssucht, dastanden. Was daraus geworden ist, daß eine unter dem Deckmantel der Freiheitsliebe versteckte Herrschsucht, so wie eine unter dem Schein der höchsten Aufklärung verborgene Intoleranz der Vernunft Alles, was den geselligen Verein zusammenhielt, untergraben, alle alten Vorrechte gestürzt, und alle Ordnung chaotisch vermengt haben, das hat die Welt zu ihrem Unglück erfahren. Selbst Napoleon, er müßte der kluge Kopf nicht seyn, der er sicher ist, hat das eingesehen. Er hat der Religion ihre alte Würde, der herrschenden Dynastie ihren neuen Glanz zu geben gesucht, ja er hat sogar eine Blendlingsart von Adel eingeführt. Das, was einst war, konnte er nicht herstellen, und das ist das Unglück der Zeit. Nicht der Titel des Freiherrn oder Grafen, den er verleiht, macht den Adeligen; es ist der Sinn, das Blut, wie ich ohne lächerlichen Stolz oder Uebertreibung zu behaupten wage. Auf unsern Schlössern, in den Häusern unserer Väter, in welchen diese von Glied zu Glied gewandelt, wo ihr Wirken und Walten ringsum sichtbar ist, wo ihre Bilder auf uns herabblicken, Alles uns der angestammten Würde und ritterlichen Wesens mahnt, da bildet sich der ächte adelige Sinn, wenn nur ein Funken Anlage dazu vorhanden ist.

Das ist es aber auch, um was uns diese Emporkömmlinge ewig beneiden, was sie nicht erstreben, mit

keiner Kraft des Willens, keiner List, keiner Anstrengung erwerben können, was nur die Gunst des Himmels gibt — geboren zu seyn aus edlem Blut, aus einem alten rühmlichen Hause, und einen Namen zu tragen, der schon in der Vorwelt leuchtete.

Das hat Tasso, der Dichter und Edelmann, und also zweifach auf diese Weise beschenkt war, fühlen müssen, und Göthe's Genie hat es erkannt, als er ihn sagen ließ:

Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann — das wird er nie verzeih'n.

Doch weg mit diesem widerlichen Menschen und Allen, die ihm mehr oder weniger ähneln, und ohne seinen Geist zu besitzen, ihm knechtisch nachbeten, auch dabei sich eben so klug und genialisch dünken, als die große Nation selbst, wenn sie den Untergang aller jetzt noch bestehenden Formen, den Umsturz aller Thronen, und eine Universal-Monarchie, als die nothwendigste und segensreichste Entwickelung der Menschheit, voraus verkünden!

Laß mich von etwas Anderem, etwas nicht minder Auffallendem aber Lieblichen sprechen! Ich habe eine höchst anziehende Bekanntschaft auf eine höchst anziehende Art gemacht.

Gleich in den ersten Tagen meines Hierseyns streifte ich früh am Morgen auf den Bergen herum, um die Schönheit der Gegenden genauer kennen zu lernen. Als die Sonne höher gestiegen war, wandte ich mich abwärts von den freien Höhen gegen das waldige Thal.

Ich sah schon die Straße unten hinlaufen, die mich nach dem Städtchen zurückführen sollte. Nur ein Gesträuch hielt mich noch auf. Ich brach durch, und — stelle Dir meine Ueberraschung vor! — ein Frauenzimmer in eleganter Morgenkleidung, den Kopf auf den Arm, den Arm auf das Knie gestützt, ein Blättchen Papier auf dem Schooße und eine Bleifeder in der Hand, sitzt so, daß die Hand und die fallenden Locken mir ihr Gesicht verdecken, in dieser einsamen Gegend in malerischer Stellung wie hingegossen vor mir, sieht mich nicht, und hört nichts von dem Geräusch, mit dem ich durch's Dickig gedrungen bin. Ich bleibe stehen, ich betrachte sie, Seufzer heben ihre Brust, eine seltsame Regung scheint sie zu bewegen, einige leise, unartikulirte Töne entschlüpfen ihrem Munde. Ich habe Zeit, den feinen Wuchs, das Geringel des braunen Haares, das über die schneeweiße Hand wallt, die edle Haltung zu beobachten, wie der rothe indische Shawl die weißgekleidete Gestalt halb umschließt, halb zeigt, und in schön geworfenen Falten auf die Erde sinkt, wo neben ihm einer der feinsten italienischen Strohhüte mit einem Sträußchen von frischen Feldblumen den Geschmack und die Eleganz der Eigenthümerin beweiset. Endlich erhebt sie sich, das Geringel der Locken sinkt zurück, zwei große, hellbraune Augen sehen mich staunend an, die feinen Lippen öffnen sich, wie zum Sprechen, die edleren Umrisse des Gesichts zeigen sich im Ausdruck lieblicher Verwunderung; aber sie schweigt und sieht mich unverwandt an. Ich fühle das Beengende unserer Lage, sage einige Worte, die meine Gegenwart entschuldigen sollten, und will gehen. Eine lebhafte Röthe bedeckt ihr Gesicht, ihr Auge

folgt mir, und sie winkt mir zu bleiben. Du kannst denken, daß ich gehorchte. Ich setze mich neben sie, wo sie mir auf dem Felsenstück Platz machte, und erfahre, daß diese wunderliebliche Erscheinung die berühmte Rosalie ist, deren Dichtungen Eleonoren und mir schon so viel Vergnügen gemacht haben. Ihre Gesundheit, die in dem beklagenswerthesten Zustande ist, eine Folge vieler Kränkungen und eines sehr traurigen Schicksals bei einer so zarten Reizbarkeit, wie man sie an der Schöpferin jener Meisterwerke leicht voraussetzen kann, hat sie, nachdem sie vergebens in Pyrmont und in Spaa war, vermocht, hier noch die letzte Zuflucht zu suchen. Sie selbst scheint indeß wenig zu hoffen, und dieser wenigen Hoffnung lächelt sie mit sanfter Geduld wie ein schon halb verklärter Geist entgegen, der dieser Erde nicht mehr ganz angehört.

Ich sehe sie seitdem oft; vielleicht öfters als gut ist. Sie hat Zutrauen zu mir, mein Umgang scheint sie zu erheitern, sie sucht ihn merklich auf, und zeigt mir eine Auszeichnung, die mich freut und verwirrt. Ich denke, es wird gut seyn, wenn wir unsern Aufenthalt nicht sehr lange machen; denn mir ist noch keine Frau erschienen, die mit so mancher Sonderbarkeit, so viel ausgezeichnete Eigenschaften, und so viel unendlichen Reiz verbände. Leb' wohl!

5. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Seiniß.

**bad, den 10. Junius 1810.

Nein, für mich ist keine Ruhe, liebe Bertha! Mein unglückseliges Gefühl, zu warm für diese Alltagswelt, zu reizbar für die Berührungen einer schroffen Wirk-

lichkeit, machte von jeher mein Unglück, trieb mich aus einem unbefriedigenden Verhältniß in's andere, regte mich für das Gute, Schöne, Erhabene, wo ich es fand, zu lebhaft auf, und ließ mich dann einsam, unverstanden, oft verrathen, mit blutendem Schmerze fühlen, daß ich nicht für diese Welt und die Welt nicht für mich ist.

Wo bin ich, armer, verirrter Fremdling, denn her? Welcher schönere Stern war der frühere Wohnort dieses hier in Ungenügsamkeit schmachtenden Wesens, das man meine Seele nennt, das, in diesen gebrechlichen Körper gebannt, durch dessen krankhafte Reizbarkeit und Schwäche alle Augenblicke schmerzlich an seinen Kerker gemahnt wird? Warum hat mir das Schicksal dies Gefühl gegeben, und jedesmal den Gegenstand desselben meiner unwerth, oder meinen Hoffnungen unzugänglich gemacht! — Unzugänglich! Welcher Begriff wird mit diesem allgemeinen und unbestimmten Worte bezeichnet? Kann einer reinen, geistigen Flamme, die nichts Irdisches meint, und jedes Körperliche als ihrer unwerth von sich stößt, wohl irgend etwas unzugänglich seyn? Können Geister in ihren Wirkungen aufeinander aufgehalten werden von der groben Materie? Und ist es etwas Anderes, als diese Materie, welche unsern Körper bildet, uns zu Mann oder Frau, zu Fürst oder Bauer, zu reich oder arm macht? Hat denn der Geist, dieser reine, göttliche Funke, einen Theil daran? Ist die Seele, als Seele, Ehemann oder Ehefrau, König, Handwerker u. s. w.? Kann sie von irdischen Fesseln gehalten und von bürgerlichen Ordnungen gebunden werden, die nur auf diesem Stern, ja auf ihm nur in einem kleinen Theil desselben und nur für eine gewisse Zeitperiode geltend sind,

in dem Meere der Ewigkeit aber, in der Unendlichkeit des Raums, worin die Geister sich eigentlich bewegen, wie ein unbedeutendes Pünktchen verschwinden?

Nein! Nein! ruft mir mein Inneres mit tausend Stimmen zu: Nein, das ist nicht!

Die Geister gehorchen ganz andern, ewigen, allgemeingültigen Gesetzen einer viel erhabneren Welt. Jene heilige Sympathie, die die Bürger dieses Reichs aneinander zieht, und die in höheren Räumen, in einer uns verhüllten Periode unserer früheren Existenz gebildet wurde, kann sich menschlichen und körperlichen Gesetzen nicht fügen. Wenn nun ein günstiges Geschick zwei dieser einst verbundenen Geister hienieden zusammenführt, sollen armselige Beschränkungen, von der Noth erfunden, und von gewöhnlichen Menschen zu Moralgesetzen gestempelt, diese Wesen trennen können? Sollte das recht, oder auch nur erlaubt seyn?

Bertha! Mein Kopf schwindelt, und mein Herz ist ängstlich gepreßt. O, wann, wann wird mir endlich einmal Ruhe werden?

Ich liebe, Bertha — nicht mit jener Glut der Leidenschaft, die Du, Glückliche, welcher die Götter vergönnt haben, durch's Leben zu tanzen, nicht kennst, und an Andern oft bitter getadelt, noch öfter verlacht hast, ich liebe mit der vollen Erkenntniß, jetzt das Wesen, das Einzige, das lange Geahnte gefunden zu haben, das alle Mängel meines in sich zersplitterten Selbsts ergänzen, mich, mit sich vereint, zu einem vollständigen Wesen, allen Kampf zum Frieden, allen Sturm zu schöner Ruhe machen wird.

Unser erstes Begegnen — ich werde es nie vergessen —

war so bedeutend! Es war Morgens früh. Ich fuhr nach dem Bade, wie ich öfters zu thun pflege, wenn noch der rauschende Schwarm gedankenloser Städter die stille Wildniß nicht entweiht, in eines der romantischen Thäler, die sich hier in allen Richtungen höchst malerisch durch die Berge schlingen, hieß die Leute mit dem Wagen warten, und versenkte mich in ein Gebüsch, das mich in anmuthigen Windungen immer weiter aufwärts lockte. Ermüdet setzte ich mich endlich auf ein Felsenstück nieder, ließ die Augen auf der Waldgegend umherschweifen, öffnete Herz und Sinne den mächtigen Einwirkungen der Natur, ließ sie mein Innerstes durchdringen, und die zerrissene Seele sich an ihren wohlthätigen Berührungen erquicken. Eine milde Wärme glühte in mir auf, erhob und vergeistigte mich. Es war mir, als sollte ich die ganze Natur um mich her in Liebe umfangen, als sänke das Nachtstück meines vorigen Lebens, wie Matthisson singt, in die Quelle der Vergessenheit hinter mir hinab.

Es war eine geheimnißvolle, eine nicht ohne eines Gottes Einwirkung entstandene, Stimmung. Ich versuchte zu dichten, die Gedanken strömten mir zu Tausenden zu, die Empfindungen arbeiteten sich zu entwikkeln, mir war so wohl und so weh, so selig und so verlangend, so inbrünstig und doch so vergnügt. Ich ahnete das Daseyn, die Nähe einer befreundeten Seele. Ich kannte sie nicht, ich bangte nach ihr, die unbestimmte Regung fing an sich zu entfalten, die Gedanken wurden deutlicher, es klang mir in der Seele wie Gesang, ich hörte den Rythmus, ich verstand endlich die Worte, nahm Bleifeder und Papier aus dem Arbeitsbeutel, und

schrieb auf, was in mir tönte. So saß ich eine Weile seelenvergnügt, und nur an der Welt meines Innern mein Leben fühlend, als ich mich endlich aufrichtete, um einen stärkenden Blick auf die Gegend zu werfen, und nun — o Bertha! wie beschreibe ich, was das Werk einer übernatürlichen Gewalt, eine Göttererscheinung war! — nun plötzlich die schönste Männergestalt, die ich je gesehen, mit einem Ausdruck der Züge, einem Blick der Augen, einem Adel des Wesens vor mir stand, die mir in dem ersten Momente, noch ehe Eines von uns ein Wort zu sprechen vermochte, mit allen Stimmen meines Innersten gewaltig zuriefen: Das ist er! Das ist die Seele, die du suchst, die du kennst, die du fassest, die dich kennt, die dein ist!

Verlange kein Auseinandersetzen, wie diese erste Ueberraschung sich lös'te, und wir mit einander bekannt wurden! Ich weiß es nicht mehr. Berechne mir, an welchem Punkt und mit welchen Tropfen der Strom zum Strome fließt, wenn sich einer in den andern, von liebender Gewalt gezogen, ergießt, und nun beide — eine Fluth — innig, vereinigt, untrennbar, ununterscheidbar mit einander fortströmen!

Ich kämpfe nicht gegen dieses Gefühl, so sehr es den hergebrachten Formen zu widerstreben scheint; ich forsche nicht, ob er es auch so klar, so unwiderstehlich erkennt, als ich. Fahrnau liebt sein Weib, das weiß ich, und tadle es nicht, und fürchte es nicht. Ihr kann er nur auf ihre Weise angehören. Ich überlasse Alles der Leitung der Vorsicht, die über uns in heiligen Finsternissen wandelt, und ein geistiges Band, das sie selbst geknüpft und unauflöslich gebunden hat, nicht wieder

zerreißen kann. Sie hat einmal befohlen und gehorcht ewig; ihre Gesetze sind unaufhebbar, denn sie sind unendlich weise. So sind wir vereinigt, und können nicht wieder getrennt werden. Leb' wohl!

6. Gräfin Ida von O'born an ihre Mutter.

**bad, den 20. Julius 1810.

Meine vorigen Briefe, liebste Mutter, werden Sie überzeugt haben, daß es mir sehr wohl geht. Wir sind bereits vier Wochen hier, und ich sinne verwundert nach, wie das seyn kann? indem mir diese Zeit wie ein einziger fröhlicher Tag verschwunden ist. Wäre nicht meine Entfernung von Ihnen und eine sehr gerechte Sehnsucht nach der besten der Mütter, so wüßte ich wahrlich nicht, was mir zu wünschen übrig bleiben könnte. Dennoch ist es gut, daß es so ist; denn das nahende Ende unsers Aufenthalts würde mir zu drohend scheinen, wenn nicht die Hoffnung, in Ihre Arme zu eilen, der Furcht vor dem Aufhören der gegenwärtigen Freuden das Gleichgewicht hielte.

Die Gesundheit der Tante bessert sich zusehends, und erlaubt mir, noch mehr von den mannigfaltigen Zerstreuungen und Annehmlichkeiten dieses Badeorts zu genießen. Der Kreis, der sich um uns sammelt, erweitert sich jede Woche durch einige bedeutende Mitglieder. Jedes trägt nach seiner Art zum Vergnügen des Ganzen bei. Wir fahren in die wunderschönen Umgebungen spazieren, besteigen alte Ritterschlösser, besuchen ehrwürdige Abteien, treiben uns hier im Parke unter der auf- und abfluthenden Menge der Badegäste herum, oder sehen zu Hause einen gewählten Zirkel, und bringen

die Stunden mit Musik oder Plaudern zu. Meine steten Begleiter, die Sie bereits aus meinen früheren Briefen kennen, ermangeln nicht, sich überall einzufinden, wo sie hoffen können, mich zu treffen, und das vermehrt das Anziehende jener Unterhaltungen. Die Bedeutendsten unter ihnen sind Fürst Radvinsky und Baron Lehmbach, und das Zünglein der Wage steht noch immer zwischen Beiden inne. Der Fürst ist wohl bei Weitem die glänzendere Partie, aber Lehmbach ist um zwanzig Jahre jünger, viel gebildeter, viel geistreicher, und die beiden kleinen Kinder seiner ersten Frau sind durch das Vermögen ihrer Mutter versorgt. Er wird eine brillante Carriere machen, und dann wohl leicht mehr Einfluß haben, als der Fürst, der bei großem Vermögen und hoher Geburt doch nur privatisirt. Man spricht davon, daß Lehmbach nächstens Gouverneur in ** und Geheimerrath werden soll. Sie sehen, liebste Mutter, die Schalen stehen ungefähr gleich, und ich erbitte mir Ihren Rath, da ich mein Herz, so viel wie möglich, unbefangen zu erhalten suche.

Uebrigens gibt es hier noch eine Menge Dinge, die mich belustigen, und die gesellige Unterhaltung würzen. Es sind die Schwächen, Eigenheiten, Liebhabereien oder Leidenschaften der Menschen um mich her, die mir wie eine Art von Comödie zum Zusehen und Lachen dienen. Vor Allem taugt zu diesem Zwecke die schöne Polin, wie sie hier genannt wird, jene berühmte Frau von Sarewsky, die mit ihren Gedichten, Krankheiten, Zierereien und Ansprüchen, mit einem Schwarm von geblendeten Verehrern, die diesen Flitter für ächtes Gold anstaunen, mit den Kämpfen und Verzerrungen sinken-

der Tugenden, die ihr zum Opfer fallen werden, und mit den lächerlichen Behauptungen, wozu das leichtgetäuschte Männergeschlecht durch ihre Künste verleitet wird, ein wirklich belustigendes Schauspiel vor mir aufführt.

Vor einigen Tagen ward eine Lustfahrt nach einem nahen Kloster verabredet. Lehmbach mit seinem richtigen Geschmack für Anordnungen dieser Art und mit seinem Sinn für schöne Natur, hatte Alles entworfen, und es wurde in unserm Kreise umgefragt, wer von der Partie seyn wolle. Drei Wagen voll waren schon beisammen, worunter sich auch die Sarewsky befand, die man ja nicht ausschließen darf, wenn die Freude der begleitenden Männer vollständig seyn soll. Nun wurde sich auch bei Fahrnau's erkundigt; aber ihr älteres Kind war krank, die Mutter konnte sich nicht entschließen, es für einen ganzen Tag zu verlassen, und Fahrnau fand es unschicklich, ohne seine Frau dabei zu seyn. Als dies am andern Tage kund ward, bekam die Sarewsky Abends solche Krämpfe, daß sie sich im Voraus außer Stand fühlte, die Spazierfahrt, die am dritten Tage statthaben sollte, mitzumachen. Gut! dachte ich: wir werden uns dennoch unterhalten, wenn wir auch nicht die Ehre genießen, die berühmte Dichterin in unserer Mitte zu haben. Aber nun wurde meine arme Tante auch nicht wohl, und ich gab mit schwerem Herzen die Aussicht auf einen vergnügten Tag auf. Die Tante sah meine stille Beklemmung, und da sie sich am andern Tage besser fühlte, drang sie in mich, dennoch mitzugehen, wenn ich anders die Fahrnau überreden könnte, mich unter ihren Schutz zu nehmen, weil sie nur dieser allein mich anvertrauen mag. Ich lief auf der Stelle zu Leonoren,

und da sie wirklich sehr gut ist, und ihr Kind sich merklich erholt hatte, sagte sie mir freundlich zu. So war Alles in Ordnung, und ich, voll Freude über meine Spazierfahrt, leistete Abends der Tante Gesellschaft, und dachte an nichts weiter. Stellen Sie sich meine Verwunderung vor, liebste Mutter, als am andern Morgen, wo sich Alles bei Fahrnau's versammelte, die schöne Polin trotz ihrer Krämpfe und Leiden erschien, zwar etwas blaß — denn mit dem Schminkbüchschen weiß sie recht artistisch umzugehen — und sehr leidend, wie sie sagte, aber voll Hoffnung, durch freie Luft und Bewegung ein Uebel los zu werden, das einer zweitägigen Pflege und Enthaltsamkeit nicht gewichen war. Auch gut! dachte ich: wenn die Fahrnau nichts merkt — mich geht es nichts an!

Aber ich fand gar bald, daß es mich dennoch anging und nicht gut war. Wir stiegen ein. Die meisten Männer setzten sich zu Pferde. Ich gab auf unsere Dichterin Acht, und merkte wohl, wie sie mit dem Einsteigen zögerte, um die beste Constellation abzupassen. Leonore allein hatte einen geschlossenen Wagen, ich fuhr, wie natürlich, mit ihr, und den Rücksitz sollten Lehmbach, dem seine Brust das Reiten nicht erlaubt, und ein alter Chevalier einnehmen. Da drängte sich die Polin zu uns, und wußte unter dem Vorwand, daß ihr Wagen offen sey, und sie den etwas frischen Morgenwind nicht ertragen könne, es dahin zu bringen, daß ich ihr meinen Platz neben der Fahrnau abtreten, und im Rücksitz an des Chevalier Seite, dessen gebrechliches Alter ihm ein heiliges Recht auf den geschlossenen Wagen gab, vorlieb nehmen mußte. Lehmbach trat mißmuthig zurück,

und ich war im Innersten meines Herzens über das listige Wesen ärgerlich, das mit allen diesen Künsten nichts anders beabsichtigte, als in dem Wagen zu fahren, zu dem sich Fahrnau, weil seine Frau darin saß, am schicklichsten halten konnte. Nun hätten Sie, liebste Mutter, das Spiel von Ziereteien, Ansprüchen und Klagen sehen sollen, womit sie während einer zweistündigen Fahrt ihre scheinbare Unbefangenheit gegen eine Frau, die sich im Grund ihres Herzens bitter von ihr gekränkt fühlen muß, zu behaupten, und den Mann, so oft er sich dem Wagen näherte, und mit uns sprach, zu bestricken suchte. Eleonore nahm sich dabei vortrefflich. Ich hätte der einfachen Frau diese Kraft und Besonnenheit nicht zugetraut. Nur zuweilen glaubte ich einen wehmüthigen Blick auf ihrem Mann ruhen zu sehen, wenn die Schlange neben ihr sich recht schmeichlerisch an ihn wand. Fahrnau ist schön, das ist wahr, und hat ein gewisses ritterliches Wesen an sich, das ihn wohl kleidet; aber er verdient seine Frau nicht, und wird ihr sicher untreu, wenn er's noch nicht ist.

Unter mancherlei bis zum Ekel getriebenen Klagen über Kränklichkeit und ein böses Schicksal, das sie von jeher verfolge, und unter gelehrten und empfindsamen Bemerkungen, wobei ich Leonorens Geduld bewunderte, langten wir endlich im Kloster an. Alles stieg ab und aus. Die Sarewsky brach sogleich in exstatische Ausrufungen über die Schönheit der uralten schwarzen Kirche in gothischem Styl aus, und gerieth eben so schnell mit Lothar, der ihr gern und fast immer widerspricht, in einen gelehrten Streit über antike und deutsche Kunst, in welchem sie der letzten bei Weitem den Vorzug gab,

den Einfluß derselben auf das Gemüth, und auf unsre Nationalität behaupten, und endlich sogar das Unglück von Deutschland, nämlich seine Unterjochung durch die Franzosen, von der Vernachlässigung altdeutscher Art und Kunst ableiten wollte. Die schmachtenden Augen, die weißen Arme, die trotz Erkältung und Krämpfen unverhüllt getragen wurden, spielten dabei die gehörige Rolle, und die Männer fanden die begeisterte Sprecherin ganz unwiderstehlich. Nur Lothar allein hielt ihr muthig Widerstand, und ließ sich mit seinen wirklich gründlichen Kunstansichten weder durch ihre Declamation, noch durch die schönen Augen aus dem Felde schlagen.

Mir machte das Geschwätz lange Weile, ich gab Lehmbach den Arm, und wir besahen einige Gemälde in der Kirche, die ganz leidlich waren. Leonore begleitete uns. Sie zeichnet sehr schön, und malt nach Lothars und Lehmbachs gültigem Urtheile sogar sehr bedeutend in Oel; aber sie mochte sich auch nicht in jenes artistische Gespräch mischen, das doch nur darum geführt wurde, um gewissen Leuten, die sehr viel auf altdeutschen Sinn und Ritterthum halten, zu gefallen. Was soll denn auch dies ewige zur Schau Tragen seiner Deutschheit, indeß man mit der größten Begierde und dem rasendsten Aufwand nach Allem trachtet, was an Möbeln, Kleidern, Stikkereien aus dem Auslande, und besonders aus dem verlästerten Frankreich kommt, in Gesellschaften nichts als Französisch lispelt, und jedem Eintretenden, er sey fremd oder eingeboren, einen Bonjour entgegenruft? Laßt uns aufrichtig seyn und bleiben! Ich liebe französische Moden und Sitten, weil ich finde, daß sie die feinsten und geschmackvollsten in Europa sind; aber ich schäme

bliothek
burg

mich nicht, es zu gestehen, und brüste mich mit keiner Modeliebe für altdeutsche Kunst und Art, die mir nun einmal wie ein roher Anfang vorkommt, über den wir längst hinausgeschritten sind.

Uebrigens verging uns der ganze Tag sehr angenehm. Wir besahen die Bibliothek und die Rüstkammer, in welcher Rosalie wieder eine Menge zu bewundern hatte; und Fahrnau's Augen strahlten, wenn er — ich mußte wirklich über ihn lächeln — die blanken Harnische betrachtete und die schweren Schlachtschwerter aufhob. Er war auch der Einzige unter den Anwesenden, der eines davon recht zu schwingen und zu gebrauchen im Stande war, und er sah wirklich gar nicht übel dabei aus. Eleonorens Augen hingen mit einem still traurigen Ausdruck an ihm, als er die blanke Waffe schwang; aber Rosalie brach in begeisterte Reden von Ritterthum und adeligen Sinn aus, die ich nicht verstand, und darum nicht beachtete. Wie ekelhaft mir diese Eitelkeit in ihrer Liebe ist, kann ich Ihnen nicht beschreiben; denn im Grunde, wäre Fahrnau nicht schön, nicht von so gutem Hause, und hätte er nicht allerwärts den Ruf eines braven Soldaten, er könnte ein Grandison oder ein Engel seyn, diese Dichterin würde ihn übersehen, weil sie kein Aufsehen mit der Eroberung machen könnte.

So nun, wie dieser Tag, gesellig, belebt, durch manches Zwischenspiel belustigt, fließen auch die übrigen hin, und ich würde ganz vergnügt seyn, wenn ich Sie hätte vermögen können, uns zu begleiten.

7. Lothar an den Obersten Fierolles.

**bad, den 28. Julius 1810.

Du irrest wahrlich, lieber Freund, wenn du mir in Deinem Briefe gerade auf den Kopf zusagst, ich sey in Leonoren verliebt. Ich kenne die Quelle Deines Irrthums. Rosalie hat an ihre Freundin geschrieben, und diese hat Dir hin und her allerlei wunderliches Zeug von meiner Achtung für Leonorens Talent, meinem Wohlgefallen an ihrem Umgang u. s. w. erzählt. Das ist wahr, mehr aber auch keine Sylbe. Du kennst mich, Fierolles! Auf den Trümmern des Capitols, auf den zerfallenen Ueberresten ehemaliger Freiheit, Völker- und Menschengröße haben wir uns aufgefunden. Dort, wo die Weltherrschaft zwei Mal in äußerer und innerer Gewalt über den unterjochten Erdkreis ausging, wo große Schatten und noch größere Erinnerungen uns umschwebten, haben wir den Bund der Freundschaft beschworen. Seitdem haben wir manches Bedeutende miteinander ausgeführt, und Alles, was wir einzeln wirkten, uns vertraut. Würde ich Dir wohl aus solcher Kleinigkeit ein Geheimniß machen? Du weißt, was mir die Weiber von jeher waren. Mein Ruf ist ziemlich dunkel bei ihnen angeschwärzt, und ich thue nichts, um diesen Wahn, so weit er es ist, zu zerstreuen. Sie sollen mich fürchten, und mir nicht anders als befangen nahen. Das ist mir recht, es sichert meine Maaßregeln, und erleichtert den Sieg, obwohl schon oft diese Leichtigkeit mich angeekelt hat.

Bei dieser Leonore würde ich nicht so leichtes Spiel haben. Sie ist klar, verständig, sehr religiös, und hängt mit allen Kräften ihres Wesens an ihrem Manne. Auch

ist sie keiner Leidenschaft fähig, wie sie allein mich jetzt beschäftigen könnte, und wird eben so wenig eine entflammen. So würde der Preis den Aufwand der Mühe nicht lohnen.

Uebrigens ist Leonore allerdings mehr werth, als alle die anderen Weiber, und ich kann hier selbst unsere schöne Freundin nicht ausnehmen. Um diese zu reizen, habe ich jener Bildung und Gemüth oft vor ihr gelobt. Im Grunde meines Herzens stehen sie mir alle gleich. Es sind schöne Hervorbringungen der Natur, geschaffen, damit sie vor uns blühen, und uns durch ihr Blühen ergötzen. Wenn Rosalie zwischen dem Canon griechischer Schönheit und den weichen Umrissen einer italienischen Venus schwankt, so nähern sich Leonorens Formen, der Ausdruck ihres Gesichts, die Haltung ihres Körpers mehr der altrömischen oder altdeutschen Schule. Wäre sie vollends blond und blauäugig, so könnte sie aus dem Goldgrund eines alten Bildes herabgestiegen seyn. Das ist kein Weib, welches mich reizen könnte!

Ueberhaupt, Fierolles, ist jetzt, dünkt mich, nicht Zeit zu solchen Dingen, und die Lust der Liebe in unsern Tagen nur, wie die reife Frucht eines Baumes, an welchem uns das Schicksal vorüberjagt, im schnellen Augenblick zu fassen und zu genießen. Wir werden Alle, mehr oder weniger sichtbar, von dem allgewaltigen Geschick fortgetrieben, das mit der Menschheit zu einer großen Epoche der Entwickelung eilt.

Ueber die Thoren, die das nicht sehen wollen, nicht sehen können!

Ein solcher ist mit hundert andern Flach- und Schwachköpfen, die die Zirkel vom sogenannten guten Ton uns

anbieten. auch Leonorens Gemahl, ein überstolzer, kühner Aristocrat, den, wo ich nur kann, zu züchtigen und für seinen Uebermuth zu strafen längst zu den Schooßplanen meines Geistes gehört. Er macht hier viel Aufsehen, denn er ist schön, gewandt, tollkühn und gutherzig.

Diesem Menschen schwebt, wie Allen seines Gleichen, die alte Zeit mit allen ihren Vorurtheilen, Irrthümern, Mißbräuchen, das deutsche Vaterland, die Freiheit seiner Nation irrwischartig vor den umnebelten Sinnen. Er gehört zu den privilegirten Casten, und kann es gar nicht fassen, daß es in einem großen Theile von Europa schon ganz anders geworden ist, und in dem übrigen noch anders werden soll. Seine Vorfahren und er selbst haben sich allzuwohl bei den alten Einrichtungen befunden. Hinc illae lacrymae!

Er haßt die Franzosen, spricht mit thörichtem Abscheu von allen Neuerungen, und träumt die Möglichkeit, dem Strom entgegen zu schwimmen, und den größten Mann seiner — vielleicht jeder Zeit in seinem Siegeslauf aufzuhalten.

Armselige Träumer! Seht ihr die große Crise der Entwickelung des Geschlechts nicht, die ihren Riesengang fortgehen muß, und die eure Seufzer, Wünsche und Flüche nicht erschüttern werden? Noch ist der Nord und Ost von Europa zu bezwingen, der Süd und West sind es bereits, mittel- oder unmittelbar. Was jene Insulaner in ihrer Abgeschiedenheit klügeln und markten, wird dem großen Ganzen der Begebenheiten keinen wesentlichen Eintrag thun.

Ja, Fierolles, wir leben in einer schönen, großen Zeit, wo der Geist sich frei macht von der Herrschaft

alter Papiere und enger Ordnungen, wo der Mensch gilt, was er ist, und wird, was er kann. Römergeister, Römerthaten! Wir haben sie mit Thränen jugendlicher Begeisterung in Rom gefeiert, während die Mönche zum Hohne der uns umschwebenden Manen ihre Hora's plärrten. Aber hier ist mehr als Rom und Cäsar, hier ist die große Nation und Napoleon, ausgerüstet mit aller Kunst und Wissenschaft von zweitausend vorgerückten Jahren, stark und unüberwindlich durch alle Kräfte, Talente und Anstrengungen eines aus dem Grunde durchgewühlten geistreichen Volkes, das ihm unbedingt zu Gebote steht. Wohl uns, daß auch wir unser Sandkorn, und vielleicht kein unbedeutendes, verrollendes, zu dem großen Gebäude zutragen können! Wer wird es erschüttern? Nur wer den Sturm aufhält, der mit lebendigem Odem über Meer und Erde hinfährt, Masten knickt, Schiffe zerschellt, Hütten zu Boden wirft, und Königspaläste erschüttert, daß sie wanken und stürzen!

Auch die schöne Sarewsky kränkelt jetzt sichtbar an diesen Hoffnungen und Phantasien. Es gehört zur Mode in Norddeutschland, und in der schönen Literatur, die Reste des barbarischen Feudalsystems mit seinen krankhaften Ausgeburten in Kunst und Sitte aus dem bestaubten Wust alter Bibliotheken und Rüstkammern hervorzusuchen, und mit den Lappen desselben sich und seine Werke zu schmücken. Neulich hat sie die gothische Baukunst hitzig gegen mich vertheidigt. Es war ein thörichtes, ungründliches Geschwätz; aber es steht ihr allerliebst, wenn sie sich ereifert, und so reize ich sie oft zum Streit. Das geht wohl nicht so tief bei ihr. Es ist ein Anflug, den Mode und Liebe ihr angehaucht haben.

Wäre der Mann, für den sie glüht, von entgegengesetzten Grundsätzen, wir würden die holde Schönheit in Kurzem ganz anders reden hören. Ich liebe das an Weibern. Ihr Verstand taugt nicht für sich allein, denn sie sind nicht bestimmt, allein zu stehen. So mögen sie sich an uns geistig wie körperlich anschmiegen, und von dem Manne nicht allein Schutz, Ehre, Sicherheit, sondern auch Ideen und Ansichten empfangen.

Daß sie Fahrnau leidenschaftlich liebt, ist kein Geheimniß; sie hat sich mehr als einmal seinetwegen vor aller Welt vergessen. So muß es seyn. Eine kühlere Empfindung, die sich verbergen und allen Formen der Convenienz unterwerfen läßt, ist keine Liebe zu nennen. So müßte auch das Weib lieben, um die ich mich bemühen könnte, und damit du siehst, daß die Weiber mit ihrem Geklatsche mich nicht zu fassen vermögen, so sage ich Dir, es könnte mich vielmehr lüsten, diesen Fahrnau bei Rosalien, als bei seiner frommen Frau aus dem Sattel zu heben. Vielleicht, wenn ich Langeweile habe, und er es mir in seinem Dünkel zu toll macht, versuche ich es noch. Er soll dann erfahren, daß Geburt, Schönheit, Ritterlichkeit, und Alles, was der Zufall gibt, vor dem weichen müssen, was Alles in der Welt beherrscht: Verstand und Genie. Leb' wohl!

8. Die Gräfin von O'born an ihre Tochter Ida.

— — g, den 29. Julius 1810.

Drei Deiner Briefe, mein liebes Kind, habe ich müssen zusammenkommen lassen, ehe ich ein stilles Stündchen fand, um Dir zu antworten. Du weißt, wie das bei mir geht. Ich bin Haus- und Landwirthin, Mit-

vormünderin und Verwalterin meines Vermögens, ich besorge meine ganze Correspondenz selbst, und muß bald meinem Advokaten glauben, der mir so oft gesagt hat, er könne es nicht fassen, wie eine Frau so viele und so verschiedene Geschäfte zugleich mit dieser Klarheit und Pünktlichkeit besorgen könne. Daher kommt es denn, daß ich zu einer Menge Dinge keine Zeit finde, die ich andere Damen treiben sehe. Ich kann nicht halbe Tage zu mühsamen Handarbeiten verwenden, nicht von Besuch zu Besuch, oder wohl gar von Kaufmannsladen zu Kaufmannsladen fahren, und ich weiß überhaupt nicht, was Langeweile ist, als wenn ich in schlechter Gesellschaft bin. Ich kann auch unmöglich Briefe schreiben, um zu schreiben, und ich muß oft, wie jetzt der Fall war, recht werthe liegen lassen, bis ich mir den Berg der Geschäfte von den Schultern gewälzt habe. Dann ist es aber auch ein wahrer Lebensgenuß, mit den lieben Entfernten zu plaudern, und so wird das Gesetz der Vernunft zur Würze des Vergnügens, wie es sich denn meistens selbst belohnt, wenn man die Vorschriften dieser höchsten Gesetzgeberin, die nichts vergeblich befiehlt, stets genau befolgt.

Du schreibst mir, daß meiner Schwester Gesundheit sich merklich bessert, ja, daß sie schon auf der Reise sich leidlicher zu fühlen angefangen habe. Das ist's, was ich von jeher sagte, und es freut mich, durch ein neues Beispiel die alte Behauptung bestätigt zu sehen. Es ist nicht die Beschaffenheit des Wassers in den Brunnen- oder Badeörtern — denn die ließe sich ja wohl durch chemische Kunst überall zum Behuf der Kranken erzeugen — es sind die veränderte Atmosphäre, der Wechsel der Nahrungsmittel, der Gegenstände, endlich die Be-

wegung der Reise, die Zerstreuung, welche zusammen eine Revolution in unserm Körper hervorbringen, und durch diesen neuen Reiz wohlthätig einem alten Uebel entgegenwirken. Hätte Deine Tante mich, wie ich es ihr vorschlug, auf unsere Güter im Riesengebirge begleitet, dort im natürlichen Wasser gebadet, und ein Paar Wochen unter alten lieben Freunden, fern von ihren gewöhnlichen Umgebungen, zugebracht, es wäre ganz dasselbe gewesen. Aber es ist etwas von Mode, von Schlendrian und Aberglauben in dem Gebrauch, die Kranken nach fernen Bädern zu schicken, und diese drei Hebel wirken magisch auf die menschliche Natur.

Doch nun zu Deinen Angelegenheiten, liebe Ida, die meinem Herzen das Theuerste und Wichtigste auf der Welt sind. Es freut mich sehr, fast aus jedem Deiner Briefe zu ersehen, was mir auch die Tante zum Theil bestätigt, daß Dein Herz ziemlich ruhig ist, und das Bestreben der Männer um Dich größtentheils nur dazu dient, Dich zu belustigen. Größtentheils! Merke wohl! Ich habe Gründe, diese Einschränkung zu machen, die ich vor vierzehn Tagen noch nicht nöthig glaubte. Daß Dich die Tante beobachtet, kannst Du Dir vorstellen. Sie liebt Dich herzlich, und hat viel Verstand, obwohl sie die Dinge in der Welt nicht aus dem Gesichtspunkte ansieht, der mir allein der rechte scheint, und auf welchen Dich zu stellen ich zur liebsten Bestimmung meines Lebens gemacht habe. Sie schreibt mir über Dich, Du selbst entdeckst Dich mir ohne Rückhalt, und ich glaube mich durch diese doppelten Angaben so ziemlich in den Stand gesetzt, das Wahre zu erkennen, zu beurtheilen, was mit Dir vorgeht, oder was die Welt

von Dir sagt, und Dir mitzutheilen, was ich einzig und allein für das Rechte und Geziemende halte, und was Du denn, wie ich nicht zweifle, auffassen und zur Richtschnur Deines Betragens machen wirst.

Die Männer bemühen sich um Dich, sie umflattern Dich, Du kannst einen glänzenden Hof um Dich versammeln, der den der berühmten Sarewsky übertrifft, und Du thust es auch? Gut! ich habe nichts gegen diese laut ausgesprochenen Huldigungen, die Dir wohl gebühren. Du weißt, was an Dir ist. Ueber Deine Gestalt und Deine Talente habe ich Dich nie zu täuschen, und Dir nie eine falsche Bescheidenheit, die im Grunde nichts, als eine feinere Art von Eitelkeit ist, einzuflößen gesucht. Ich habe Deinen Verstand aufgeklärt, und Dir hierin die beste Waffe gegen jede Thorheit und Ueberschätzung Deiner selbst oder Anderer gegeben. Darum kann ich auch offen mit Dir reden. Es ist also, wie ich sagte, recht, und nicht mehr als natürlich, daß die Männer Dir huldigen. Aber, liebe Ida! die Welt denkt nicht eben so. Das überlege und beherzige oft und ernstlich! Gewohnt, Flitter statt ächten Goldes glänzen zu sehen, hundert Mal getäuscht, und diese Täuschung leicht verzeihend, weil man eher Fehler als Lächerlichkeiten vergibt, beurtheilt sie den Einzelnen nach dem Allgemeinen, schreibt die Bemühung so vieler Männer nicht sowohl Deinen wahren Vorzügen, als jenen kleinen Künsten zu, die sie von hundert Andern üben sieht, und wirft Dich somit in die große Klasse jener Weiber, die aus dem Fangen von Männerherzen und dem Angeln nach einem Freier ein wahres Studium und den Zweck ihres nichtigen Lebens machen. Das sollst Du nicht; denn Du

bedarfst es nicht, und darum soll meine Ida, mein stolzes Mädchen, auch nicht so vor der Welt erscheinen. Suche daher Dein Wohlgefallen an dem Weihrauch, der Dir gebracht wird, zu mäßigen, und verhindere das gar zu auffallende Drängen der Männer um Dich! Neid und Klatschsucht erheben sich nur zu gern gegen hervorstechende Verdienste, und Du bist um die mackellose Reinheit Deines Rufs, ohne es auch nur zu ahnen.

Der zweite Gegenstand, über den ich mit Dir reden muß, betrifft Deine Gesinnung gegen Baron Lehmbach, und den Rath, den Du von mir verlangst. Du schreibst mir viel Gutes von ihm, ja, nichts als Gutes, und schreibst es in einem Tone, welcher zeigt, daß Du Dich nicht ungern mit seinen Vorzügen beschäftigst. Auch hierwider habe ich nichts. Nur wünsche ich, daß meine Ida nicht zu weit gehe, und sich von einem angenehmen Aeußerlichen nicht so sehr einnehmen ließe, um der nothwendigen Prüfung des Verstandes ein Hinderniß in den Weg zu legen, oder doch die Gläser einigermaßen zu färben, durch welche jener einst blicken muß, wenn die Sache ernsthaft werden sollte. So scheint mir bereits in Deinem Vergleich zwischen dem Fürsten und ihm sich ein voreingenommenes Urtheil zu offenbaren. Der Fürst ist unabhängig, reich genug, um den Glanz seiner Geburt durch verhältnißmäßigen Aufwand zu erhalten, sein Charakter, wie sein Schicksal, sind gemacht, und seine Person soll noch jetzt bedeutende Reste einer ehemaligen Schönheit und Würde der Haltung zeigen. Er wird daher immer eine bedeutendere Rolle in der Welt spielen, als ein neuer Adeliger, der allen seinen Glanz und Einfluß nur dem precären Quell seiner Anstellung, mit

hin der Hofgunst zu danken hat, um welche ihn Kabale, Laune, ja eine Krankheit, die ihn zum Dienste unfähig macht, bringen können. Worin läge also der Vorzug, den Lehmbach vor dem Fürsten hätte? Worin anders, als in seiner Jugend, in Deinen Augen und Deiner Einbildungskraft, welche in dem schönen, artigen und verliebten Mann Eigenschaften und Vorzüge sieht, von denen er vielleicht kaum den Anstrich besitzt?

Gesetzt aber, er besäße sie alle, wer bürgt Dir für die Unwandelbarkeit eines Mannes von acht und zwanzig oder dreißig Jahren? O, meine gute Ida! Laß Dich nicht von Deinem Herzen bethören! Oeffne die Augen, betrachte die Männer, und dann geh' hin und lege vertrauensvoll, wenn Du kannst, Deine Hand in die Eines von ihnen! Ich bin nicht bei Euch; aber dieser Baron Fahrnau, der übrigens keiner der Schlimmsten zu seyn scheint, opfert wahrscheinlich seine hübsche, ihm ganz ergebene Frau für jene Sarewsky hin, die Euern Briefen nach wenigstens sehr seltsam, wo nicht gar zweideutig ist. Wer ist denn diese Frau? Wer war ihr Mann, oder wo ist er? Warum lebt sie nicht mit ihm? Ich kann die räthselhaften Personen nicht leiden, und vermuthe nicht ohne Grund, daß sie etwas zu verbergen haben, was ihnen keine Ehre bringt. Ueberhaupt scheint sie mir eine der verschrobenen Modedamen zu seyn, die für Alles Sinn und Begeisterung haben, nur nicht für das, was sie eben thun sollen.

Aber das sind gerade die rechten Syrenen; und wenn eine noch schön und klug genug ist, um die Kränkliche zu spielen, so zieht sie die Männer vollends am Narrenseile. Eine solche Empfänglichkeit hast Du von einem

Manne in gesetzten Jahren in der Regel nicht zu fürchten. In der Regel, sage ich; denn Alter schützt nicht immer vor Thorheit, und das starke Geschlecht ist in dieser Rücksicht oft erbärmlich schwach. Darum, liebe Ida, wenn Du wirklich meinen Rath, und nicht, wie dies in solchen Fällen oft geschieht, blos meine Billigung eines schon gefaßten Entschlusses wünschest, so wähle den Fürsten, für welchen Klugheit und Erfahrung sprechen, und über den ich auch sonst befriedigende Nachrichten eingezogen habe.

Nimm, liebes Kind, meine herzliche Umarmung! Deine Brüder grüßen Dich.

9. Die Gräfin von O'born an ihre Schwester.

— — g, den 30. Julius 1810.

Dein letzter Brief, den ich mit dem meiner Tochter zugleich erhielt, war mir ein neuer, rührender Beweis Deiner schwesterlichen Liebe und Treue, mit welcher Du mein theures Dir anvertrautes Pfand bewachst, und Dir Mutterrechte auf sie erwirbst. Gewiß, liebste Therese! Ich erkenne tief und wahr Deinen redlichen Willen; doch erlaube mir auch, Dich auf meine von den Deinen abweichenden Ansichten aufmerksam zu machen, und Dich zu bitten, Du möchtest mir die Freude machen, sie zu prüfen, und, wenn Du sie, wie ich nicht zweifle, richtig gefunden haben wirst, sie bei Ida's Angelegenheiten nicht allein nicht zu stören, sondern in ihrem Geiste zu handeln.

Ich will und wünsche, daß Ida heirathe; denn sie ist nicht reich genug, um ihrer Geburt gemäß sich unabhängig zu behaupten. Ihr künftiger Gemahl soll ihr eine anständige, mit allen Annehmlichkeiten, die Anse-

hen und Reichthum geben, geschmückte Existenz verschaffen. Um so zu wählen, muß ihr Herz ruhig, ihr Kopf nüchtern bleiben, sie muß meinen Rath, oder vielmehr den der Vernunft — denn ich fordere nichts, als was diese vorschreibt — hören, mit einem Worte, sie muß nicht verliebt seyn.

So habe ich das Mädchen gewollt, so habe ich es erzogen. Ich habe sie vor den Irrwegen, auf die ein allzuweiches Gefühl mich in meiner Jugend führte, sichern, und ihr die Abgründe zeigen wollen, in welche eine regellose Einbildungskraft uns stürzen kann. Darum habe ich ihren Verstand ausgebildet, und sie auf den wahren Gesichtspunkt gestellt, von welchem aus sie die Welt, und besonders die Männer betrachten muß, um sich ihre Würde und ihr Lebensglück zu erhalten.

Ich habe lange genug gelebt und gelitten, um meinen Erfahrungen hierin mehr zu trauen, als den selbstischen Aussprüchen eines auf angemaßte Rechte stolzen Geschlechts, oder dem gedankenlosen Nachsprechen meiner größtentheils in Frivolitäten auferzogenen Schwestern. Was heißen die Gemeinplätze von den überwiegenden Vorzügen der Männer, und daß sie um des Staats, wir um ihrentwillen da sind? Was soll die Unterscheidung zwischen starkem und schönem Geschlechte, das ewige Predigen von sanfter Duldung für uns, und das Rühmen der geistigen und körperlichen Kraft von Seite der Männer?

Wir sind Menschen. Von diesem Standpunkte müssen wir ausgehen, in dem Begriffe der Menschheit liegen unsere Rechte und unsere Pflichten. Was der Mensch thun darf und soll, muß auch das

Weib dürfen und sollen, also sich entwickeln, seine Kräfte entfalten, seine Freiheit kennen und gebrauchen, seine Vernunft ausbilden, ihre Ansprüche hören, und standhaft befolgen. Können die Männer hierin mit uns gleichen Schritt halten, oder wohl gar uns überbieten; wohl ihnen, und vielleicht auch uns! Können, oder wollen sie dies nicht; warum sollen wir zurückbleiben, um ihnen die Mühe zu sparen, und doch den Vorsprung zu lassen? Warum soll die Frau dem Manne gesetzmäßig gehorchen, oder sich ihm aus blinder Liebe unterwerfen?

Ich weiß, daß Du mit Deinem weichen Gemüthe, das heilige Andenken eines Dich leidenschaftlich liebenden Mannes im Herzen, der Dir in den ersten Jahren einer glücklichen Ehe entrissen ward, in diesem Punkte nie Eines Sinnes mit mir warst, und ich ließ in unserm oftmaligen Streite die Sache auf sich beruhen. Jetzt aber, da es sich vielleicht um das künftige Lebensglück meiner Tochter handelt, jetzt vergib, liebe Schwester, wenn ich Dir mein Glaubensbekenntniß über das Verhältniß unseres Geschlechts zu den Männern, wie es sich durch ein leidenerfülltes Leben in mir ausgebildet hat, wiederhole, und Dich beschwöre, Ida vor jeder Art von Zärtlichkeit oder Leidenschaft zu hüten, da sie nur durch Vernunft und Klarheit sich jene Ruhe des Herzens erhalten kann, die ihr, wo nicht die Oberhand, doch gleiches Recht mit dem künftigen Gemahl sichert, und sie vor Unterjochung bewahrt.

Ich habe, Du weißt es, aus Leidenschaft geheirathet. Schönheit, Unglück, Mitleid zogen mich an den Grafen von O'born, der im Anfange des französischen Krieges schwer verwundet in unsrer Eltern Haus gebracht

wurde. Ein Zusammenleben von zwei Monaten entflammte in unsern Herzen eine Leidenschaft, die für die Ewigkeit zu lodern schien. Eine glänzende Versorgung, der feinste Ton, und ein Anstrich von geistiger Bildung, schimmernd genug, um ein zwanzigjähriges Mädchenherz zu blenden, galten mir für die schönste Bürgschaft unwandelbaren Glücks. Ich ward seine Frau. Ich glaubte auf einem Teppich von Blumen durch's Leben zu wandeln; ein Abgrund von Lastern und bösen Gewohnheiten lag darunter verborgen. Nach und nach kamen sie alle zum Vorschein. Leichtsinn und unsinnige Verschwendung streuten zuerst den Saamen der Zwietracht zwischen uns, Spiel und Trunk entfernten ihn hierauf aus meiner ihm lästigen Gesellschaft, schwelgerische Freunde, ausschweifende Weiber hielten ihn fest, sein Vermögen war beinahe dahin, meines in Gefahr, und eine schreckliche Zukunft starrte mich und drei unerzogene Kinder an.

Da galt es wohl, sich zu ermannen, und aus der zärtlichen Unthätigkeit aufzuwachen, die unsre gebornen Feinde, das sogenannte starke Geschlecht, so sehr an uns zu schätzen vorgeben. Wenn der Mann nicht mehr Herr des Hauses war und seyn konnte, mußte die Frau das Steuer des scheiternden Schiffes mit fester Hand ergreifen. Ich riß mich aus langen Leiden empor, und faßte meinen Entschluß. Meine Liebe war längst gestorben, der Verlust seines Herzens längst verschmerzt, aber mein Vermögen und das Glück meiner Kinder waren noch zu retten. So legte ich die entehrende Rolle einer sanften Dulderin ab, trat in meine Rechte als gekränkter Mensch, und rief Dich und Deinen edlen Gemahl zu

Hülfe. Das Werk wurde mit Ernst und Kraft begonnen, und nach acht mühsamen Jahren, während welchen ein frühzeitiger Tod, die Folge von Ausschweifungen, den Grafen O'born wegraffte, sah ich unser Vermögen geborgen, Alles in lichtheller Ordnung, und durch Euern Beistand, wie durch eigene Thätigkeit, meiner Kinder Glück, die Ruhe meines Alters gesichert. Meine beiden Söhne sind tüchtige Menschen und versorgt, meine Tochter steht, ein schönes, reines, in allen ihren Fähigkeiten ausgebildetes Mädchen da. Das Alles habe ich geleistet. Und wie? Und warum? Weil ich nicht ein Weib, wie die Männer es verstehen, sondern ein Mensch seyn wollte.

Sechzehn Jahre sind seitdem verflossen, meine Ansichten haben sich nicht geändert; vielmehr dienten alle Erfahrungen nur dazu, sie zu bestätigen. Kannst Du mir es nun verdenken, wenn ich meine Ida so führen will und muß, wie ich es zu ihrem Glücke nothwendig erkenne? Sie soll nicht aus Liebe heirathen, und darum kann ich Dir meine Besorgnisse wegen des Baron Lehmbach nicht verbergen. Ich fürchte, er hat durch Schmeichelei und ein zartes Benehmen den Weg gefunden, auf Ida's Einbildungskraft, und dadurch auf ihr Herz zu wirken. Ich würde dies als das größte Unglück ansehen, zumal, da die Partie für eine Gräfin O'born nichts weniger als glänzend ist. Dennoch scheint sie zwischen ihm und dem Fürsten zu schwanken, ja sogar ihn dem letzteren vorzuziehen.

Liebe Schwester! Willst Du mir Deine oft erprobte Liebe noch einmal beweisen, so suche Ida zu stimmen, daß sie mit dem Fürsten Ernst mache. Zu jener Verbin-

dung, die mir nichts Besseres, als eine Inclinations-heirath scheint, kann und werde ich meine Einwilligung nie geben. Das ist mein fester Wille, und Du weißt, ich kann ihn halten. Sage Ida hiervon so viel, als Du für gut hältst. Mit ihr, der Jüngeren, Unerfahrneren, habe ich anders gesprochen. Sie verträgt das volle Licht, das Dein geübtes Auge aushalten kann, noch nicht. Ich lege meine Hoffnungen, meine Sorgen, meiner Tochter Glück in Deine Hand, und ich weiß, Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen. Leb' wohl!

10. Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

**bad, den 29. Julius 1810.

Bertha! Was ist das für ein Mann! — Und ich sollte ihm entsagen können? — Nein! Das ist unmöglich, und darum soll es auch Niemand fordern.

Vor drei Tagen in der Nacht stieg ein furchtbares Gewitter aus den tieferen Bergthälern auf, das die heißglühende Sonne des langen Sommertages aus Dämpfen und Nebeln langsam gebraut hatte. Fernrollende dumpfe Schläge verkündeten zuerst sein Annahen, einzelne Blitze leuchteten durch die finstere Nacht. Ich lag schlaflos, und konnte alle Abstufungen des kommenden Schreckens genau beobachten. Er wuchs und wuchs unaufhaltsam. Die Donner folgten schneller, krachender, die Leuchtungen zuckten blendender und öfter hinter einander durch mein Gemach. Ein Sturmwind brach los, die Natur schien im Aufruhr, einige gellende Schläge fielen hintereinander, und die Waldthäler wiederholten ihr Getöse. Plötzlich fiel einer mit hellem Geprassel. Er konnte nicht fern seyn, denn zu gleicher Zeit überströmte

rothes Glühen mein Zimmer, und der weiße Strahl fuhr schlängelnd gerade vor mir auf den Wald hinab. Ein heftiges Rauschen folgte. Der Schlag hatte die schwangere Wolke zerrissen, der Regen stürzte stromweise, und peitschte die zitternden Scheiben meiner Fenster, und nur das schwache, bebende Glas trennte mich von dem gräßlichen Kampf wild empörter Elemente. So trennt den Schiffer ein schmales Brett vom sichern Tod in den Wellen.

Gegen Morgen ließ das Toben nach, der Regen hörte auf, und die Sonne zerstreute das schwere Gewölke. Ich fuhr in's Bad. Der frische Morgen glänzte aus tausend Tropfen, die an Gräsern und Sträuchern hingen. Alles war so erquickt, Alles athmete neues Leben. Die Badenden versammelten sich nach und nach. Jedes hatte zu erzählen, was es diese Nacht gefürchtet, gesorgt, oder Abenteuerliches erfahren hatte. Jetzt erschien der Badearzt, und berichtete, daß das Gewitter, welches uns so viel Stoff zum Plaudern und Lachen gab, für eine unglückliche Familie im Walde sehr traurige Folgen gehabt habe. Der heftige Regen, eine Art von Wolkenbruch, hatte die Wehren eines Mühlbaches zerrissen. Dieser, in zürnendem Tosen, machte sich auf ungewohntem Wege Platz, riß die Räder, die Werke, Alles krachend zusammen, und unterwusch die Hütte des Müllers. Schrecken und Nacht und die wüthende Eile des Elements machten Rettung unmöglich. Nun sey die ganze Familie des armen Mannes, ein Weib mit drei kleinen Kindern, ein blinder Alter und ein Paar Knechte in dem stehen gebliebenen Rest des Häuschens, von wüthenden Fluthen umtobt, alle Augenblicke gewärtig, daß der tosende Waldstrom auch noch die übrig gebliebenen Mauern nieder=

reiße, und sie in seine Wogen begrabe. Niemand wage es, sich durch den angeschwollenen Strom dem Hause zu nahen, in welchem die unglücklichen Eingeschlossenen, mit Todesangst und Verzweiflung ringend, die Arme bittend und flehend zu den Fenstern herausstrecken.

Alles war tief erschüttert von dem Bericht, und Fahrnau, der auf der Galerie zuhorchte, auf einmal verschwunden. Niemand wußte, wohin? Mein Herz allein erkannte das seinige. Er war hingeeilt, wo die Unglücklichen eines tapfern, entschlossenen Muthes und eines menschenfreundlichen Herzens harrten, um sie zu retten.

Die Badestunden waren vorbei, man zerstreute sich, mein Herz schlug in namenloser Angst. Zehnmal schickte ich in sein Haus, er war noch nicht zurückgekehrt. Endlich hieß es, er sey seit einer halben Stunde zu Hause, ganz wohl, nur erschöpft. Er hatte die arme Familie gerettet und nach der Stadt gebracht. Ich warf mich nieder vor dem höchsten Wesen, das ihn mir erhalten hatte. Ich war außer mir vor Freuden. Ich ließ anspannen, und fuhr schnell in den nahen Wald. Ein Eichenkranz ward geflochten; die Bürgerkrone gebührte dem, der Menschenleben erhalten hatte, und vielleicht mit Gefahr des Seinen. Als ich in den Park kam, war es noch früh, Fahrnau noch nicht da, und überhaupt nur wenig Menschen. Ich sprach mit ein Paar meiner Bekannten über mein Vorhaben. Fahrnau's Edelmuth war schon bekannt, seine Leute, die gerettete Familie, die er geborgen hatte, hatten Alles erzählt. Jetzt sahen wir ihn von Weitem. Ach er kam so schön, nur etwas bleich, an Eleonorens Arm die Allee herauf! Die Ueberglückliche, die ihn zuerst umarmen, zuerst den Schweiß von seiner

Stirn hatte trocknen dürfen! Und sie sah so ruhig und so kalt aus, als ob nichts vorgefallen wäre!

Ich, die Pillmann, und die jüngere Morrland gingen ihm entgegen. Mein Herz pochte ungestüm, als ich diese theuern Züge nach Angst und Gefahr wieder erblickte. Ich reichte ihm den Kranz, ich wollte reden, meine Stimme versagte, meine Thränen brachen hervor. Hedwig Morrland mußte das Wort nehmen, und ihm im Namen der dankbaren Menschheit für das gerettete Leben der Unglücklichen danken. Er war verlegen, bestürzt. — Sollte er das? Bescheiden darf der edle Mann wohl seyn; aber bestürzen sollte ihn der öffentliche Dank für eine öffentliche Handlung der Menschenliebe nicht.

Aber ich weiß wohl, was es war. Eleonore ging an seiner Seite. Er liebt sie. Das Schicksal hat sie ihm in einer Aufwallung seiner jugendlichen Leidenschaft in den Weg geworfen. So erschien sie ihm als das verwirklichte Ideal seines schönen Herzens. Seitdem hat er unwandelbar an ihr gehangen, denn er hat nichts Besseres, nichts Höheres kennen gelernt. Muß das aber immer so bleiben? Dürfte und könnte er dem Geisterrufe widerstreben, der in der ersten Stunde unsers Zusammentreffens, wie in meinem, so gewiß auch in seinem Herzen erklungen ist?

Er ist gegen mich nicht unbefangen, aber er beherrscht sich; das sah ich klar in dem Moment, als ich ihm den Kranz reichte. Er begegnet seiner Frau mit vermehrter Achtung in meinem Beiseyn. Sein schönes Gemüth flüchtet hinter dies erhöhte Bollwerk geträumter Pflicht; aber ich fühle — und welches Weib würde das nicht fühlen! — daß auch er von dem Strahl getroffen ist, der mich berührt hat.

Du hast mich in Deinem letzten Briefe vor einer hoffnungslosen Leidenschaft gewarnt. Ich erkenne dankbar die Sorge Deines liebenden Herzens. Aber fürchte nicht für mich. Will ich denn Ludwig besitzen, ihn seiner Frau rauben oder seinen häuslichen Verhältnissen entfremden? O nein, bei Gott nicht! Eleonore mag behalten, was sie von ihm hat, was sie an seinem reichen Ich erfassen und begreifen kann, einen aufmerksamen, achtungsvollen Gemahl; seine Kinder, die holden Engel, in deren Aeltestem Ludwigs Züge in lieblicher Verjüngung unschuldiger Kindheit sich so reizend zeigen, den sorglichen Vater; sein Haus, das er mit Kraft und Einsicht regiert, den Schüzzer und Berather. Ich will von Allem dem nichts, ich will den Frieden seiner Seele durch keinen schmerzlichen Kampf stören. Er soll mir nur geben, was jene nicht bedürfen, und nicht fordern — die heilige Flamme seines Herzens, das lebendige Spiel seiner Phantasie, den Zusammenklang zweier für einander geschaffener Seelen! Er ist reich genug, Allen Alles zu seyn aus der Fülle seines tiefen Gemüths. Er ist für mich nicht Mann, nicht Frau, nur die vollendende Hälfte meines Selbsts.

Du fragst mich, was meine Muse macht, ob ich dichte? Wie könnte ich in diesem Sturme des Gefühls, dieser ewig wechselnden Fluth von Hoffnung und Furcht! Nur wenn nach dem unruhigen Wallen und Toben die Seele wieder ruhiger geworden ist, dann schaut aus ihrem klaren Spiegel das hineingestrahlte Gefühl schöner heraus. Liebe und Schmerz, Freude und Sehnsucht verklären sich im Abendschein der Erinnerung, und in der beschwichtigten Brust erklingen leise, nur der gestillten Seele hörbar, die zarten Klänge der Himmelssprache, die der

erhabene Verbannte noch aus seiner eigentlichen Heimath her kennt, und hier verwundernd wieder vernimmt. Ihr andern Menschen nennt das Begeisterung, und glaubt, es sey etwas Fremdes, von außen durch allerlei geistige, oder auch sinnliche Anregungen in uns Hineingekommenes. Glaubt das nicht, und darum muthet dem Sänger nicht zu, daß er im Sturm bewegter Leidenschaft singe! Oder glaubst Du, ich setze mich hin, und will jetzt dichten, das oder jenes, so wie man wohl in der Schule die Knaben zur Poesie anführt, und ihnen Thema und Redefiguren, Rythmus und Eintheilung angibt? Nein! nein, liebe Bertha! Wenn Du das glaubst, kennst Du das Wesen der Dichtung nicht, dies heilige Räthsel, das selbst dem, in dessen Busen es vorgeht, ewig unauflöslich bleibt. In mir, in den innersten Tiefen meiner Brust ruhen die Gesänge, völlig gesungen, vollendet, in himmlischer, ursprünglicher Schönheit. Ist die Stunde der Weihe gekommen, und kann der beruhigte Geist den Engelslauten horchen, dann tönen sie in mir auf, erst leise, wie von fern, undeutlich, unvernommen; aber es wird stiller um mich, stiller in mir, und die Laute tönen heller, ganze Verse, ganze Strophen ringen sich aus dem dunkeln Grunde los, hinter welchem, ich fühle es wohl, ein himmlisches Licht liegt, das zuweilen durchblitzt, wenn jene Töne sich unten losreißen, und wo die herrlichen Gestalten, die harmonischen Klänge wohnen, die ich ahne, nach denen ich schmachte, ohne sie anders erfassen zu können, als in einzelnen Momenten und Tönen, die dann sich zu den Liedern und Dichtungen bilden, die Euch gefallen, und die die Welt mit Freuden aufnimmt.

Sieh', das kann ich wohl Dir sagen, und ihm, ihm,

der jeden leisen Anklang der verschwisterten Seele versteht; die Welt würde mich belächeln, und mag man doch über den Ursprung meiner Gedichte glauben, was man will, mich kümmert nur, was meine Lieben von mir denken. Leb' wohl!

11. Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

**bad, den 4. August 1810.

Du wirst nicht ohne Befremden aus dem Datum meines Briefes sehen, daß wir noch hier sind, und ein Aufenthalt, der höchstens für drei Wochen berechnet war, nun in die fünfte dauert. Ich kann nicht sagen, daß mir das völlig recht ist, und ich fange an, mich sehr nach meinem stillen Rosenstein zu sehnen, wo die Schnittzeit und unsere Geschäfte überhaupt unsere Gegenwart fordern, und Alles endlich wieder in sein altes Geleise kommen soll. Aber die Gesellschaft ist unterhaltend, die Umgebungen sind angenehm, wir werden sehr gedrungen, noch kurze Zeit zu verweilen, und Du weißt, wie schwer es ist, gutgemeintem, freundschaftlichem Zudringen so standhaft zu widerstehen, als wohl die Vernunft uns sagt, daß wir manchmal sollten.

Vielleicht hat dieses Verweilen, an dem weder Ludwigs noch gewiß mein Wille Schuld ist, seine weisen Absichten. Eine wenigstens von diesen sah ich vorgestern mit Angst, Freude und Stolz in Erfüllung gehen. Ach, Clara! Wie gut, wie edel ist mein Ludwig! Und wie wenig darf ich mich wundern, wenn die Welt sein Verdienst so ansieht und anerkennt, wie ich!

Ein Gewitter mit heftigem Regen hatte vor ein Paar Nächten eine Mühle im Waldgebirge in die größte Gefahr

gebracht. Der Bach hatte das kleine Haus fast umgestürzt, in dem eine rettungslose Familie, von dem angeschwollenen Waldwasser eingeschlossen, alle Augenblicke ihrem Tode entgegensah. Ludwig hört das in der Gesellschaft erzählen. Ohne ein Wort zu reden, fliegt er nach Hause, läßt satteln, sagt mir nur die Hälfte seines Vorhabens, um mich nicht zu ängstigen, und sprengt, von seinem alten, treuen Georg begleitet, hinaus an die Stelle des Unglücks. Das Wasser war noch sehr hoch, Niemand wollte sich hineinwagen, um die armen Leute, die flehentlich um Hülfe baten, zu retten. Ludwig hat mir erzählt, wie dieser Anblick, diese Töne sein Herz zerrissen, wie er in dem Augenblicke das wildstrudelnde Wasser, seine augenscheinliche Gefahr, Alles vergessen hatte, wie er Bretter, Leitern, Balken, was er von der zerstörten Mühle in der Nähe fand, mit Georgs Hülfe herbeischleppte, und nun anfing, eine Art Brücke über das Wasser hin zu dem bedrohten Hause zu werfen. Die Leute darin mußten auf sein Zurufen mit Hand anlegen, und die hingeschleuderten Balken an dem einzigen noch unversehrten Fenster zu befestigen suchen. Als die umstehenden Nachbarn das sahen, schämten sie sich ihres Kleinmuths; sie griffen zu, das Beispiel des fremden, gutgekleideten Mannes reizte sie zuerst, und seine Versprechungen, und die tüchtige Weise, womit er Alles zu ordnen verstand, belebten ihren Eifer. Die schwankende Brücke war fertig; Ludwig — ach, Georgs Erzählung machte mein Blut gerinnen! — nicht ohne Lebensgefahr der Erste hinüber. Ihm folgten einige rüstige Bursche, und endlich war die ganze zitternde, vor Freude und vor Angst weinende Familie gerettet. Wie sie zu

Ludwigs Füßen sanken, wie sie ihm Hände und Kleider küßten, und er, vor schöner Rührung beinahe weinend, selig im Gefühle erfüllter Menschenpflicht, zwischen ihnen stand, ihren Ergießungen bescheiden wehrte, sie mit ihrem Dank an Gott verwies, in dessen Hand er auch nur ein schwaches Werkzeug gewesen war! O Clara, Clara! Ueber was darf ich wohl klagen, da der Himmel mich dieses Herz finden und es neun Jahre treu an dem meinigen schlagen ließ! Ach, und wie er mich vor unsrer Verbindung liebte! So hoffnungslos und so ausschließend, so hingegeben, und so männlich stark! Ja, liebe Schwester, diese Erinnerungen und das Bewußtseyn seines Werths müssen mein unruhiges Herz beschwichtigen.

Nach vielen Stunden kam er nach Hause. Die Kinder und ich hatten ihn mit unsäglicher Angst erwartet. Keines hatte essen wollen, bis der ersehnte Vater zurück war. Alles eilte ihm entgegen. Mit nassen Locken, in feuchten Kleidern, etwas bleich, ermüdet, aber mit der Verklärung der reinsten Freude in den edlen Zügen, schloß er mich gerührt und fest an seine Brust; dann beugte er sich zu den Kleinen nieder, die hohe, schlanke Gestalt lächelte auf sie herab, und indem er den einen Arm um mich schlang, und seinen Kopf auf meine Stirn lehnte, flüsterte er mir leise zu: Gott hat es gelingen lassen, sie sind Alle gerettet! O Clara, welch ein Augenblick! Ich hob meine Augen zu ihm empor, ich sah eine Thräne in den seinigen, und eine fromme, kindliche Regung richtete in dem gleichen Momente unsere Augen und unsere Herzen zu Gott empor.

Seine Bekannten hatten schon öfters geschickt, um sich nach seiner Zurückkunft zu erkundigen; denn das

Unglück im Walde und Fahrnau's Vorhaben war bekannt geworden, so sehr er auch es zu verbergen bemüht gewesen war. Er schlug mir vor, nachdem er sich erholt hatte, gegen Abend in den Park zu gehen. Ich wäre lieber zu Hause bei ihm und den Kindern allein im Gefühle meines Glücks geblieben. Solche Stimmungen sind nicht für die große Welt. Aber Ludwig liebt die Geselligkeit, und wollte auch das Aufsehen vermeiden, das sein Wegbleiben aus dem gewohnten Kreise erregt und dem Vorfall noch mehr Wichtigkeit gegeben haben würde. Ich sah seine Gründe ein. Wir gingen, und ich gab mir Mühe, die stille Seligkeit meines Herzens und meine Liebe für Ludwig den Blicken der theilnahmslosen Menge zu entziehen. Ich that sehr wohl daran, denn im Park kam man ihm mit so großem Pomp und Aufheben entgegen, daß er verlegen und ich verletzt wurde. Nur wahres Gefühl und reine Liebe wissen recht zu danken, die Eitelkeit, die Verschrobenheit bringen in der Anerkennung fremder Verdienste nur sich selbst ein wohlgefälliges Opfer.

Ich mag nicht viel unter diesen Menschen seyn, und ich besuche daher selbst die Gesellschaften der Gräfin Wingheim nicht mehr so fleißig, als die erste Zeit, wo ich, im Wahne, es würde nur drei Wochen dauern, mich dieser Lebensart ungestört hingab. Als unsere Rückreise sich immer mehr verzögerte, fand ich es nöthig, in das gewohnte Geleise meiner häuslichen und mütterlichen Geschäfte zurückzukehren, und wieder, so viel als möglich, zu Hause bei meinen Kindern zu bleiben. Ach, diese Kinder sind ja ohnehin mein höchstes Glück, mein Trost! Diese schuldlosen Seelen, in denen kein Arges sich regt, die noch nichts vom Verderben der Welt, den Verführun-

gen des Lasters, den Gefahren der Leidenschaften kennen! An ihren treuen Blicken, wenn sie mir furcht- und verdachtlos in's Auge schauen, an ihren reinen Vorstellungen, die noch kein Hauch der Welt befleckt hat, erholt sich mein gedrücktes Gemüth, und richtet der gesunkene Glaube sich auf. O Schwester! Wäre ich doch nie von unserm stillen Schlosse weggezogen, oder wäre ich wieder dort mit meinem theuren Ludwig und meinen holden Kleinen!

Es ist in dieser schönen Welt so viel Häßliches, so wenig Gold, was glänzt! Manches habe ich selbst bemerkt, über Manches haben die Leute mir die Augen geöffnet, indem sie, während sie sich in wechselseitiger Gegenwart mit Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen überhäufen, sich, wenn Eines den Rücken kehrt, unbarmherzig zerfleischen.

Ich lasse Jeden auf seinem Werth beruhen, aber mich verlangt nicht in die Kreise, wo man nur durch Geist und Witz gilt, und das Herz ganz aus dem Spiele bleiben muß, wo man sich Stunden lang in spielendem Geplauder auf Oberflächlichkeiten herumtreibt, mit der Miene der größten Angelegenheit von gleichgültigen Dingen redet, den lebhaftesten Antheil an dem gegenseitigen Wohl oder den Verhältnissen Anderer zu nehmen scheint, im Grunde aber nichts von dem Allen empfindet, und auch nicht bewirkt, daß die Andern es glauben. Wahrhaftig, mir kommen diese Leute vor, wie eine Schaar guter Bekannter, die zum Spaß verlarvt untereinander herumlaufen, und sich aus wechselseitiger Gefälligkeit anstellen, als ob sie Einer den Andern für das hielten, für was er sich geben will. Ein albernes Spiel, ein entwürdigendes Treiben, dessen der bessere Mensch sich schämen sollte!

Nur ein Paar Personen habe ich gefunden, die mir einer größeren Aufmerksamkeit werth scheinen. Die Eine ist ein gewisser Baron von Lehmbach, ein junger, sehr gebildeter Mann, aus dessen Anstand und Benehmen eine edlere Natur zu blicken scheint, als die Uebrigen zeigen. Zu seinem Unglück ist er, wie ich fürchte, nebst vielen Andern in den Fesseln der stolzen Ida O'born befangen, und ich glaube schwerlich, daß sie in ihrem hochmüthigen Streben nach Glanz und Auszeichnung fähig seyn wird, das stillere Verdienst dieses würdigen Freiers zu erkennen. Die zweite ist das Gesellschaftsfräulein der berühmten Frau von Sarewsky, ein Fräulein Haller, vielleicht die übersehendste Gestalt aus Allen, aber zehn Mal mehr werth, wie mir scheint, als ihre Dame. Ein Zufall brachte mich einst in die Nähe dieses sonst sehr stillen Mädchens. Der schöne Ton ihrer Stimme, ihr accentloses, reines Deutsch, und einige Aeußerungen, die sie mit der größten Bescheidenheit vorbrachte, öffneten einem Gespräche die Bahn, wie es, glaube ich, immer und allein unter guten, gebildeten Menschen stattfinden sollte.

Das Mädchen ist nicht glücklich, wie ich glaube, und mag wohl nicht so alt seyn, als sie auf den ersten Blick scheint. Ihr Wuchs ist fein, ihre Züge sind, wenn man sie genau betrachtet, angenehm, aber irgend ein böses Schicksal hat den frischen Jugendhauch von diesen blassen Wangen gestreift, und den düstern Schleier über die sanften, blauen Augen gezogen. Uebrigens scheint sie mir eine wahre und für ein Weib viel zweckmäßigere Bildung zu haben, als die von Witz und Talenten schimmernde Gräfin Ida, oder ihre schriftstellernde Dame

selbst. Was sollen uns denn Kenntnisse, Talente, Belesenheit, wenn sie nicht in unser Innerstes eindringen, es veredeln, reinigen, und uns geschickter machen, unsere Pflichten zu erfüllen? Alles Uebrige ist nicht blos Flitter, es ist, meinem innersten Gefühle nach, verderblich, und diese berühmte Sarewsky hat über die Dichterin das Weib vergessen. Sie lebt nicht mit ihrem jetzigen, ihrem dritten Manne. Ueber ihre erste Ehe beobachtet sie ein räthselhaftes Schweigen, der zweite Gemahl, von dem ihr großes Vermögen herrührt, ist gestorben, und von dem dritten hat sie sich getrennt. Doch nein! Das Weib hat sie, wenigstens in Einem Punkte, nicht vergessen, aber es ist kein guter Geist, der sie besitzt!

Es schlägt zehn Uhr. Leb' wohl, liebe Schwester! Gute Nacht!

12 Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

**bad, den 8. August 1810.

Unser Aufenthalt hat sich sehr in die Länge gezogen. Es ist in jeder Hinsicht höchste Zeit, daß wir umkehren und den verlassenen Faden unsers häuslichen Wirkens wieder aufnehmen. Es haben sich Verhältnisse und Verbindungen gebildet, die der schönen Eintracht und der ruhigen, stillen Würde unsers bisherigen Lebens nachtheilig werden könnten.

Ein unseliger Zufall und eine noch verwirrendere Folge von kleinen Ereignissen hat die Neigung einer der schönsten, geistvollsten und unglücklichsten Frauen auf mich gerichtet. Gott weiß, wie ich dazu kam. Angezogen hat mich ihr Wesen allerdings, das muß ich gestehen; aber ich ahnete nichts, und wollte nichts weiter.

Das kann ich als Mann von Ehre und als Edelmann versichern. Du wirst nach meinen vorigen Briefen leicht errathen, wen ich nicht nennen will. Ihr Name soll nicht ausgesprochen werden, und kein verrätherisches Blatt ihre Schwachheit, die ich lieber der Welt und mir selbst verbärge, durch einen unglücklichen Zufall kund thun. Aber ich muß mich losreißen. Ich bin es ihr, mir selbst, und noch mehr meinem geliebten Weibe schuldig. Eleonore müßte mich nicht so innig lieben, wie sie thut, und ihr Gefühl müßte nicht so zart seyn, wie es sich mir bei jeder Gelegenheit zeigt, wenn sie nicht bemerkt hätte, was um sie vorgeht. Zwar klagt und schmollt sie nicht, eine ungetrübte Heiterkeit empfängt mich jedes Mal, wenn ich mich ihr nähere; aber sie vermeidet ängstlich jede Gelegenheit, wo sie mit jener nur zu liebenswürdigen Leidenden zusammentreffen und aus dem Betragen eines unbewachten Herzens Stoff zu geheimen Qualen saugen müßte. Auf jede Art, durch tausend kleine Künste, die der reinen, offnen Seele sonst so fremd waren, sucht sie sich jeglicher Einladung und Aufforderung zu entziehen, und da ich weiß, was sie auch die kleinste Unwahrheit kostet, so kann ich daraus schließen, wie ihr um's Herz ist.

Eine einzige Betrachtung stört den heitern Frieden, der sich bei dem Gedanken an meine Zurückreise in mir verbreitet. Es ist die Betrachtung des unangenehmen Gefühls, das ich ihr bereite, wenn ich ihr diesen Entschluß ankündige. Es wird ein bitterer Augenblick für uns Beide seyn; aber er ist nothwendig, und so laßt uns ihm gefaßt entgegen treten!

Ich habe Dir noch wenig von ihr erzählt. Ehe ich von **bad und ihr scheide, sollst Du doch etwas Näheres über sie erfahren. Ich habe Dir ihre Gestalt beschrieben, wenn sich so etwas beschreiben läßt; der Ein=

druck, den ihr Wesen macht, will gefühlt, nicht erzählt seyn.

Sie hat mir mit der Offenheit eines verwundeten, aber schuldlosen, Herzens viel von ihrer Geschichte, von ihren Leiden, selbst von ihren Uebereilungen, erzählt. Sie hat — wenig gefehlt, viel gelitten, arglos getraut, schmerzlich durch Täuschung gebüßt, und der bittere Quell hat sich durch ih: ganzes, ruheloses Leben ergossen.

Sie ist die Tochter eines protestantischen Predigers, der ihr nach dem frühzeitigen Tode ihrer Mutter eine sehr sorgfältige Erziehung gab. Sie hat erstaunlich viel Kenntnisse und eine reiche Gabe der Dichtung, die durch des Vaters Anleitung und durch eignen Fleiß zu der künstlerischen Vollendung gelangte, welche die Welt in ihren Werken entzückt. Verfolgungen und Uebereilungen, die zu erzählen lang und unnöthig wären, brachten ihren Vater um seinen Dienst und sein kleines Vermögen. Bettelnd entfloh er mit dem zart gewohnten, zart gebauten Kinde von sechzehn Jahren seiner Heimat, und gelangte nach Heidelberg, wo eine Universität und allerlei gelehrte Einrichtungen ihm die Hoffnung einiges Verdienstes eröffneten. Hier erkrankte und starb der gebeugte Greis, und ein seltsamer Zufall brachte die verwais'te, der Verzweiflung nahe Tochter zu einem edeln, reichen Jüngling, der sie kennen lernte, liebte und heirathete. Ueber diese Epoche ihrer Geschichte schien sie mit Widerwillen und schnell hinzugleiten. Das Band, welches Noth und Dankbarkeit von ihrer, Leidenschaft von des Jünglings, Seite geknüpft hatten, und welches von den Freunden des Gatten verworfen wurde, gab ihr kein Glück. Eine unzufriedene, kinderlose Ehe stahl ihr vier der schönsten Jugendjahre, und legte den Grund zu der Kränklichkeit und Verstimmung, die sich wohl nie wieder aus dem allzuzart besaiteten Nervensysteme dieses halb ätherischen

Wesens verlieren werden. Sie lernte einen liebenswürdigen Mann, einen Offizier, kennen, den ein Zufall in ihr Haus brachte. Geliebt hatte sie nie. Das erste Morgenroth dieser Empfindung brach jetzt für ihre Seele an, und sie war groß genug, es ihrem Gatten zu gestehen, denn als Protestantin stand ihrer Scheidung nichts im Wege. Die Scenen, die hier vorgefallen seyn mochten, müssen ihre Seele tief ergriffen haben; ich sah dies an der Bewegung, mit der sie das Alles in Stillschweigen hüllte. Genug, sie ward geschieden, und reichte dem Offizier, dessen Namen und Familie wir wohl kennen, die Hand. Ein Jahr darauf ward er ihr durch den Tod entrissen, und ließ sie als Erbin seines großen Vermögens zurück. Freudenlos, einsam, kränklich suchte sie auf Reisen unter milderen Himmelsstrichen die Ruhe und das Wohlseyn, die sie im Vaterlande nie gefunden hatte. In Rom verliebte sich ein junger, reicher Pole, ihr gegenwärtiger Gemahl, in sie, und wurde, da sie seine Leidenschaft nicht erwiederte, tödtlich krank. Zureden, Bitten seiner Freunde, und einige Zeilen, die er ihr mit sterbender Hand geschrieben hatte, bestimmten sie, ihn noch einmal zu besuchen. Sein Zustand rührte sie, Mitleid und Ueberraschung thaten das Ihrige, genug, sie reichte ihm die Hand, und willigte darein, sich auf dem Todbette mit ihm trauen zu lassen. Unter ihrer treuen Pflege genas er langsam. Eine kurze Zeit lieblicher Täuschung wiegte ihr argloses Herz mit süßen Hoffnungen künftigen, ruhigen Glücks. Sie erwachte nur zu bald. Der Gatte, an den sie die reinsten Regungen eines schönen Herzens gebunden hatten, war ihrer nicht werth. Sie hatte Unsägliches an seiner Seite zu leiden. Endlich kam er selbst auf den wohlthätigen Gedanken einer Scheidung. Er setzte ihr eine ansehnliche Leibrente aus, und befreite sie von seiner Gegenwart.

So steht sie nun, drei Mal von dem Ziele, das sie mit aufrichtigem Wunsch zu erreichen gestrebt hatte, zurückgeschleudert, kränkelnd, vereinzelt in der Welt, und der einzige Freund, den ihr Herz nach so manchen Stürmen und Irrungen gefunden hat, dem es sich ganz und ohne Rückhalt öffnen möchte, ist, durch heilige, theure Bande gebunden, auf ewig von ihr getrennt. Gestehe, lieber Bruder, daß sie sehr schuldlos und sehr unglücklich ist!

Aber wenn sie das auch noch zehn Mal mehr, und noch hundert Mal liebenswürdiger wäre, ich muß fort! Es darf nicht länger dauern, und ich beklage nur, daß ich es seyn muß, der auf's neue einen schmerzlichen Stachel in dieses ohnehin so oft verletzte und so schlecht geheilte Herz werfen muß. Leb' wohl!

13. Mathilde Haller an ihre Schwester.

**bad, den 16. August 1810.

Die Hoffnung, liebste Schwester, diesen Herbst noch nach Karlsbad zu kommen, und Dich auf der Hinreise zu besuchen, zerfließt vor meinen Augen immer mehr in nichtigen Nebel. Unser Aufenthalt hier verlängert sich von einer Woche zur andern. Seit den letzten vierzehn Tagen höre ich gar nicht mehr von einer Abreise sprechen, und es scheint nach Allem, daß wir so lange bleiben, bis der Winter die Badegäste allzusammen vertreibt. Es hat mich sehr geschmerzt, als ich im Stillen bedachte, daß auch diese Freude, auf die ich so lange gewartet, mir nicht werden sollte. Jetzt ist auch das überwunden, und ich lege diese vereitelte Hoffnung zu der großen Zahl der früher verblichenen Schwestern. Entsagen und Entbehren war mein Loos von Jugend an, und als die beschränkten Umstände unsrer Mutter mich nöthigten, an diese Frau, die meine Freundin heißt, und meine Gebieterin ist, meine Freiheit hinzu-

geben, jeder Wendung ihres Schicksals, und was mehr sagen will, ihrer Launen zu folgen, da war ja schon das Opfer aller meiner Wünsche und meiner ganzen Eigenthümlichkeit mit einbegriffen.

Indessen, so wenig erfreulich mein Loos ist, so hat mich mein Entschluß doch seit dem ganzen Jahre, als ich bei ihr bin, noch nie gereuet; denn es fehlt auch in diesem trüben Verhältniß nicht an der Möglichkeit, nützlich zu seyn, und hier und da Gutes zu wirken. Frau von Sarewsky, so seltsam ihr Charakter und ihr Benehmen oft erscheinen, hat Augenblicke, wo ihr Gemüth durch ihre lebhafte Phantasie sich bis zum Edelmuth erhebt. Man muß sie nur genau kennen, um in der gelegnen Zeit auf sie zu wirken. Ich habe sie zu manchen Gaben für Unglückliche, zu manchen geheimen Wohlthaten beredet, und der doppelten Freude genossen, nicht allein den Armen geholfen, sondern auch, wenigstens für einige Zeit, einen Schimmer des inneren Friedens, den das Bewußtseyn pflichtmäßiger Handlungen immer gibt, über dieses zwiespaltige Gemüth verbreitet zu sehen. Auch mir selbst, in meinem Innern, wurde das Beisammenleben mit dieser Frau lehrreich und nützlich. Wie oft, wenn ich mich vom Schicksal recht grausam behandelt und vor vielen Menschen unglücklich glaubte, hat ein Blick auf sie mich beschämt und getröstet! Auf welchen Grad sie mit sich selbst und der ganzen Welt in grellem, schmerzendem Contraste steht, kann ich Dir nicht beschreiben. Ihr unruhiges Herumtreiben von einem Orte zum andern, ihre ewige Unzufriedenheit, ihre Leidenschaftlichkeit, selbst ihre Kränklichkeit, die wenigstens großentheils Wahrheit ist, stehen in ewiger Wechselwirkung aufeinander, und vereinigen sich als Wirkung und Folge, um sie unglücklich zu machen, und ihr, wie Göthe sagt, das nächste Glück vor den Lippen wegzuzehren.

Warum wir so lange hier bleiben, ist leider kein Geheimniß. Nicht allein die Welt, auch jene Personen müssen es bemerken, die es am letzten erfahren sollten, weil es sie am empfindlichsten schmerzen wird. Eine ganz unglückselige Leidenschaft hat sich Rosaliens Herzens bemeistert. Sie scheint mit jedem Tage wie an Stärke, so auch an Strafbarkeit zuzunehmen, und den Mann, der sie eingeflößt, mit sich fortzureißen. Die Welt urtheilt freilich sehr schonend über dergleichen galante Verbindungen zwischen Personen, die längst ein heiliges Band an Andere knüpft; mir aber ist es unmöglich, sie für unbedeutend oder gar schuldlos zu halten.

Indessen läßt sich auch für meine Dame eine Art von Entschuldigung in den ungetheilten und offenbaren Huldigungen finden, die das männliche Geschlecht ihr überall darbringt. Es ist erstaunlich, welchen Eindruck ihre Erscheinung macht, und wie leicht ihre Eitelkeit dadurch gereizt werden kann. Ueberhaupt hat eine längere Beobachtung der Welt, so wie sie den frischen, lebendigen Glanz von den Idealen meiner ersten Jugend gewischt hat, mich auch nachsichtiger mit den Menschen gemacht, und jene, die ich leider nicht mehr als Engel bewundern konnte, doch auch nicht als Teufel hassen lassen. Nur Wenige sind böse, Alle schwach, die Meisten sinnlich und eitel. Diese beiden Triebe, Sinnlichkeit und Eitelkeit, sind es, was ich eigentlich für die Erbsünde halte. Denn was war es anders, als Lüsternheit nach verbotenem Genuß, Sinnlichkeit (wozu man auch die feineren Arten, in denen gebildetere Seelen schwelgen, rechnen muß) und Wunsch, den Elohim gleich zu werden, folglich Eitelkeit, was unsere ersten Eltern zum Falle brachte, und sich in unendlich mannigfachen Schattirungen auf das ganze Menschengeschlecht verbreitete? Sieh', so habe ich mir oft die Erzählung vom

verscherzten Paradiese der Unschuld gedeutet, und ich glaube, nicht mit Unrecht.

Diese Eitelkeit treibt aber ihr Spiel an einem Badeorte offenbarer und auffallender, als irgendwo, weil hier eine größere Menge von Menschen aus den höheren und reicheren Klassen sich auf einem kleinen Raum zusammenfindet, und es belustigt und schmerzt mich manchmal, dies Treiben zu beobachten, das, während es die Einen lächerlich darstellt, bessere Herzen tief verletzt. So fiel vorgestern eine Scene im Park vor, die mich ziemlich tiefe Blicke in manche Seele thun ließ.

Die Bekannten hatten sich, wie gewöhnlich, um die alte Gräfin Wingheim und ihre Nichte versammelt. Frau von Fahrnau, die jetzt seltener in unserem Kreise erscheint, war diesmal gekommen, und brachte mir eine Arbeit ihrer Hand, die sie mir vor acht Tagen versprochen hatte. Der Zufall fügte es, daß außer dem alten Grafen Norbeck, der ein unglücklicher Verehrer dieser trefflichen Frau ist, und Lothar, der unter dem Vorwand der Kunstliebhaberei die Künstlerin ebenfalls auszeichnet, keine männliche Gesellschaft um uns war. Beide beschäftigten sich nur mit Eleonoren, und ihre Zeichnung, die sie bescheiden mir heimlich zugesteckt, die aber Fräulein Ida's Vorwitz zu ihrer eigenen Strafe recht zudringlich an's Licht gezogen hatte, wurde der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Das schien dem Fräulein, die gewohnt ist, immer eine Schaar Anbeter hinter sich zu haben, lange Weile zu machen. Sie wußte es bald dahin zu bringen, daß sie neben dem alten Norbeck zu sitzen kam, und nun hättest Du die Thorheiten sehen sollen, die sich dieses sonst so stolze Geschöpf erlaubte, um den alten Gecken und den geistreichen Lothar auf sich aufmerksam zu machen. Es gelang ihr vollkommen. Eleonore war bald allein, schien es aber nicht zu fühlen,

sondern sprach ganz unbefangen mit mir, während die jüngeren Bekannten, Einer um den Andern, durch das Geräusch, das jene Drei in ihrem Uebermuthe machten, herbeigelockt, sich um das Fräulein reihten, und sie nun des Triumphs genoß, ihren Hof um sich versammelt zu sehen, unter welchem der schon etwas verblühte Fürst Radvinsky die bedeutendste Rolle spielt. So ging es eine Weile fort, bis Frau von Sarewsky ganz allein, langsam, in ihren schönen, hochrothen Shawl drappirt, die Allee heranschwebte. Sie grüßte mit ihrer freundlichen Leutseligkeit, sagte der alten Gräfin auf ihr Befragen, daß sie sehr leidend sey, und lehnte sich, ohne viel zu sprechen, in ihren Stuhl zurück. Aber jetzt entfiel ihr im tiefen Sinnen der Strauß Feldblumen, den sie im Hergehen gepflückt hatte. Einer der Herren hob ihn auf, und reichte ihn ihr; sie klagte über Zerstreuung, Schwäche und Trübsinn. Das Gespräch war angeknüpft. Ein Zweiter gesellte sich dazu, als er das leise Flüstern der schönen, klagenden Stimme hörte. Auf einmal fühlte Rosalie einen Rosengeruch, der ihr Krämpfe macht, und den eine Dame, die nicht weit von uns sich niedergesetzt hatte, an sich trug. Sie stand auf, um den Platz zu wechseln. Sogleich kam Alles in Aufruhr, ihr den Stuhl nachzutragen, den Shawl aufzuheben, der ihr entfallen war, und auf der Erde nachschleppte, und endlich vom äußersten Ende des Gartens ein Fläschchen Eau de Cologne zu verschaffen, um daran zu riechen. So ward es bald um die schöne Ida leer, selbst der alte Radvinsky war von dem allgemeinen Zug mitgerissen worden, und sie stand eben im Begriff, mit deutlichen Zeichen des Mißvergnügens sammt ihrer Tante nach Hause zu gehen, als ein unvermutheter Lärmen alle Augen nach der Seite der Straße hinzog. Es war ein Reiter, der seines scheugewordenen Pferdes eben mit

Mühe Meister ward. Alles flog hinzu. Leonore erkannte ihren Gemahl, sie erblaßte, und zitterte an meinem Arm. Rosalie war langsam nachgekommen, weil sie nicht geschwind gehen kann, oder will. Ein Schrei des Schrekkens machte Alles auf sie aufmerksam. Fahrnau hörte den Ton, eine Purpurgluth überzog sein Gesicht, ein Stoß mit dem Sporn und ein gewaltiger Riß mit dem Zügel zwangen das Pferd unter ihm zu stürzen, er sprang leicht und ohne Schaden herab. Leonore eilte auf ihn zu, und blieb plötzlich stehen, da sie die Richtung seiner Blicke sah. Aber er faßte sich, ergriff ihre Hand, beruhigte sie, dankte ihr für ihre Theilnahme, und sie nahm die Wendung mit anständiger Freundlichkeit mit. Hierauf aber zog sie ihn bei der Hand, die noch immer die ihrige hielt, zu Rosalien, die fast ohnmächtig in meinen Armen lag, stand ihr liebreich bei, und ich sah die Blicke ihres Mannes mit unnennbarem Ausdruck zwischen den beiden Frauen hin und her gleiten. Endlich bot er seiner Frau mit vieler Herzlichkeit den Arm, und führte sie nach Hause.

Solche Scenen, liebe Schwester, enthüllen, wie mich dünkt, weit mehr von dem Innern des Menschen, als überdachte Handlungen, bei denen man sich zusammennimmt, und die auch selten stattfinden. Aber zur Ehre des männlichen Geschlechts scheinen sie mir nicht zu gereichen, und oft, wenn ich die mit allem äußeren Reiz geschmückten und vom Siege gekrönten Schönheiten betrachte, steigt ein Gefühl in mir auf, das etwas von Unlust und Bitterkeit an sich hat. Was ist es denn, das sie in den Augen der Männer so unwiderstehlich macht? Und wenn G e f a l l e n das sicherste und e i n z i g e Mittel ist, um jenes Geschlecht an uns zu ziehen, warum hat der Himmel diese Gabe meist den minder Schätzbaren unter uns verliehen, oder warum haben Tugend

und innerer Werth weniger Macht über die Männerherzen, als ein blendendes Aeußeres?

Meine Uhr, liebe Schwester, ist abgelaufen, und obwohl meine Jahre und auch wohl meine Gestalt mich noch nicht von allen Ansprüchen ausschließen, so weißt Du doch, daß meine Rechnung mit der Welt abgethan ist. Ich habe nur ein Mal geliebt, und es war für ewig. Das Schicksal hat dieses Band zerrissen, aber das Andenken daran herrscht unumschränkt in meiner Brust. An anständigen Versorgungen (mehr könnten sie meinem Herzen nicht seyn) hat es auch nicht gefehlt. Also für mich rede ich nicht, und es ist weder Neid noch Trauer, was mir jene Bemerkungen aufdrang, aber ich kann nicht umhin, sie zu machen, und in dem Vergleiche mit der Männerwelt, die mich hier umgibt, ein theures Bild in himmlischer Verklärung vor mir zu sehen. Leb' wohl!

14. Gräfin Ida von O'born an ihre Mutter.

**bad, den 28. August 1810.

Ihr Brief, verehrteste Mutter, hat mich von neuem überzeugt, wie wahrhaft gütig Sie gegen mich gesinnt sind, und wie viel Dankbarkeit ich Ihnen dafür schuldig bin. Glauben Sie gewiß, daß ich mir Ihre Lehren zu Nutzen machen, und was ich in meiner Lage nur immer befolgen kann, mit Anerkennung Ihrer höheren Einsicht üben werde.

Aber der todte Buchstabe ist, wie ich sehe, ein sehr unzulänglicher Behelf, seine Gesinnungen auszudrücken, da er nur immer die äußere Form zu bezeichnen und allgemeine Ideen zu geben im Stande ist. C'est le ton, qui fait la musique, sagt der Franzose, der gewiß für praktische Lebensansichten und feine Unterscheidungen den meisten Sinn hat. Darum ist es so schwer, in Briefen sich über Gefühle auszusprechen, und ich möchte

daher bei Mißverständnissen immer zu offener, mündlicher Erklärung rathen. Der Andere legt seine vorgefaßte Meinung in die Worte, die wir ihm schreiben, und hört uns mit dem Tone sprechen, auf den er in dem Augenblick des Mißkennens unsre Seele gestimmt glaubt.

Ich bin versichert, liebste Mutter, daß Sie in diesen freimüthigen Aeußerungen eines selbstdenkenden Wesens den kindlichen Sinn und die dankbare Liebe Ihrer Tochter nicht vermissen werden. Sie selbst haben uns so oft ermahnt, unsere Vernunft zu gebrauchen, zu prüfen, und uns nicht auf's erste Wort fremden Ansichten, wenn sie auch noch so würdig und von dem höchsten Gewicht wären, zu unterordnen, sobald unsre Ueberzeugung sich dagegen auflehnt. In dieser Zuversicht auf Ihre Güte, die meine Einwürfe nachsichtig anhören, und wenn ich doch irre, mich mit Liebe zurechtweisen wird, wage ich es, Ihnen den wahren Zustand der Dinge vor Augen zu legen, nachdem ich mich, aufgeschreckt durch Ihre mütterliche Warnung, strenge geprüft, und in den innersten Tiefen meines Wesens nachgeforscht habe.

Ich fange bei Ihrer zweiten, ungleich wichtigeren, Rüge an. Sie glauben sich durch meine Aeußerungen über Baron Lehmbach berechtigt, mich für ein bischen verliebt an ihn zu halten. Als der erste Schrecken vorüber war, den das Zutrauen auf Ihre höhere Einsicht mir einflößte, mußte ich über mich selbst lächeln. Ich und verliebt! Meine theuerste Mutter! Da muß meine Feder, oder meine Einbildungskraft, indem sie mir die Einzelnheiten des angenehm verlebten Tages vorrechnete, mir unbewußt, gewaltige Sprünge gemacht haben. Es ist wahr, Lehmbach ist ein hübscher Mann. Er hat Anstand, Geistesbildung, und daß er mich liebt, ja, daß er leidenschaftlich für mich fühlt, ist wohl kein Zweifel. Ich verkenne aber nicht im Min-

desten, daß er als Freier nur im Vergleich mit dem Fürsten in Betracht zu ziehen ist. Sie haben Recht, der Fürst steht durch Geburt und Vermögen weit über Lehmbach; aber, liebste Mutter, können Sie es Ihrer Tochter, deren Geist Sie auf das Sorgfältigste gebildet haben, wohl verdenken, wenn sie von dem Mann, der ihrer Wahl vor der Welt durch seine Persönlichkeit Ehre machen soll, Etwas mehr verlangt, als jene Vorzüge, die nur der Zufall gibt? Radvinsky ist weit über die Jugendjahre, ja selbst über das blühende Mannsalter hinaus. Er mag schön gewesen seyn; jetzt sieht man nur Spuren, die durch Kunst und Sorgfalt im Anzug noch hingehalten werden. Auch darüber, liebe Mutter, würde ich Verstand genug haben, mich hinauszusetzen; aber Radvinsky ist mit seiner Bildung vor dreißig Jahren stehen geblieben. Die deutsche Literatur ist ihm ganz fremd, und von der französischen, der einzigen, die er kennt, weiß er seit den schimmernden Erscheinungen aus dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten nichts mehr. Er läßt kein Trauerspiel gelten als von Corneille, Racine und Voltaire. Die Marquise de Sevigné ist sein einziges Muster im Briefstyl, und nur aus jenen Memoires, die ein galanter Hof voll Intriguen in Ueberzahl zur Welt förderte, holt er seine Menschenkenntniß und seine Urtheile. Das gibt ihm ein veraltetes, mitunter zuweilen lächerliches Ansehen, und Lehmbach, der mit Geist und Gefühl den Fortschritten seiner Zeit gefolgt ist, steht in dieser Hinsicht zu glänzend neben ihm, als daß es auch ein parteiischer Sinn verkennen könnte. Wenn ich daher ja Einen von Beiden wählen müßte, so würde Lehmbachs vorzügliche Geistesbildung, vereint mit der schimmernden Laufbahn, die sich seine Talente eröffnet, die Zunge der Wage für ihn neigen. So, liebste Mutter, und blos so bitte ich

Sie meine scheinbare Vorliebe für Lehmbach zu erklären, woran weder meine Augen, noch weniger mein Herz den geringsten Antheil haben.

Ich komme nun zu Ihrem ersten Tadel, und muß bekennen, daß ich mich hier viel schuldiger finde. Dennoch habe ich auch Einiges, was Sie nicht ungegründet finden werden, für mich anzuführen.

Es ist wirklich unerträglich, was die berühmte Frau treibt, wie sie durch alle Künste die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen, alle übrigen Frauen ganz auszulöschen, und alle Männer in dem Sonnenschimmer ihrer Blicke tanzen zu lassen sucht. Wohlgestalt, auffallende Kleidung, Dichtertalent, affektirte Kränklichkeit und vorgebliches Unglück, Alles muß ihr dazu dienen, und außer dem alten, einfältigen Norbeck, der unerhört für die allzubescheidene Fahrnau seufzt, und außer — verzeihen Sie, daß dieser Name hier steht, und rechnen Sie mir nicht für Vorurtheil an, was blos Steuer der Wahrheit ist! — außer Lehmbach sind Alle, alt oder jung, bedeutend oder unbedeutend, mehr oder minder von ihr behext. Ich kann nicht einmal den Fürsten ausnehmen; denn auch er macht sich dieser Thorheit, die in seinen Jahren vollends lächerlich ist, schuldig, und es hat der schlauen Sirene mehr als einmal gelungen, ihn in ihrem Gefolge nach sich zu ziehen. Wie sie das übermüthig macht, wie sie sich für unüberwindlich und unwiderstehlich hält, und unter dem Deckmantel einer gezierten Anspruchlosigkeit die schlaueste Spinnennatur in Ausbreitung ihrer Gewebe beweis't, können Sie sich kaum denken. Ich halte es daher für sehr vernünftig, ja für nothwendig, ihr einiges Gegengewicht zu halten, um sie nicht vollends ganz unerträglich werden zu lassen.

Ich kann nicht läugnen, daß es mich oft belustigt, wenn ich ihr durch meine Erscheinung einen Theil ihrer

Sklaven entziehen, und ihrer Ziererei und ihrem kläglichen Wesen ruhige Heiterkeit, und manchmal offenen Mutwillen entgegensetzen kann. Es gelingt mir auch meistens; und wenn die Männer es nicht anders haben wollen, als daß man Komödie spiele, so führe ich doch lieber ein Lustspiel mit ihnen auf. Das bringt denn die Sarewsky oft gewaltig aus ihrer künstlichen Fassung, und sie weiß vollends nicht, wie sie sich benehmen soll, wenn irgend ein anderes Frauenzimmer die unerhörte Kühnheit hat, auch durch Talente gelten, und jenen Theil der öffentlichen Bewunderung an sich reißen zu wollen, den sie ganz eigentlich als ihr ausschließendes Eigenthum betrachtet. So fiel neulich bei uns eine wahrhaft komische Scene vor.

Ich weiß nicht, ob Ihnen etwas von der neuen Kunst, vorzügliche Gedichte mit lebhafterem Ausdruck und mannigfaltigem Tonwechsel auswendig vorzutragen, bekannt geworden ist? Das steht so ziemlich zwischen theatralischem Vortrag und dem gewöhnlichen verständigen Lesen mitten inne. Ein solcher reisender Künstler ließ sich vor ein Paar Wochen im hiesigen Theater hören, und deklamirte mit schöner Stimme und hinreißendem Ausdruck viele der besten Gedichte Schiller's, Göthe's, Bürger's u. s. w. Alles hörte mit Vergnügen zu, und mir kam zu Hause der Gedanke, ob man denn eben diese Kunst eigentlich zu studieren brauchte, ob nicht ein hübsches Organ und tieferes Eindringen in den Geist des Gedichts es auch ohne lange Vorbereitung möglich machen könnten, hierin etwas Bedeutendes zu leisten? Ich versuchte. Es schien zu gelingen. Ich machte die Tante, die so viel Geist als Geschmack besitzt, zur Richterin, und sie war sehr mit mir zufrieden. Nun baten wir eines Abends den gewohnten Cirkel zum Thee, und ich recitirte einige Balladen von Schiller, und versuchte es,

die eine davon mit leisen, einzelnen Akkorden der Guitarre zu begleiten, wie ich es den reisenden Virtuosen mit dem Piano hatte thun sehen. Das machte unglaublich viele Wirkung, und erhielt allgemeinen Beifall, den auch Fahrnau mir laut und mit richtigem Sinn für die wahren Schönheiten der Dichtungen zollte.

Auf einmal wurde der berühmten Frau die Hitze im Zimmer und das Gewühl der Menschen ganz unaushaltbar. Sie bekam Migraine, es entstand ein allgemeines Geräusch. Fahrnau und die Mademoiselle Haller führten die halb Ohnmächtige in ein anstoßendes Kabinet, die Tante mußte Ehren halber folgen, Riechwasser, Thee, kurz, Alles, was man nur bedürfen kann, zu ihrer Erquickung herbeischaffen, und obwohl sie mit sterbender Stimme alle Bemühung ihrentwegen verbat, forderte doch selbst der Ton dieser Stimme Mitleid und Hülfe auf.

Endlich ward es wieder still. Die kranke Schöne blieb mit ihrer Gesellschafterin im Kabinet allein. Im Saale wurde wieder deklamirt, gesungen, gespielt, und wäre nicht Fahrnau, der einmal ging, um nach ihr zu sehen, schnell und mit verdrüßlichem Gesichte zurückgekommen, kein Mensch hätte bemerkt, daß sie indeß mit der Haller fortgefahren war.

Aber mit der Migraine, der Ohnmacht, und der Aufmerksamkeit, die dadurch erregt worden, war die berühmte Frau nicht zufrieden. Die gelungene Deklamation wurmte, und es wurde ein Stückchen ersonnen, womit sie mich arme Laye vollends zu Boden zu drükken meinte. Man sagte sich einige Tage darauf unter der Hand herum, daß sie ein sehr schönes Gedicht nach einer Volkssage über die Brunnennixe verfertigt habe, so ein Ammenmährchen aus der Ritterzeit, wie sie jetzt Mode werden. Natürlich wurde in sie gedrungen, diese neue Blüthe ihrer Phantasie doch auch der Welt mit-

zutheilen. Man ließ sich lange, lange bitten, man war jetzt nicht ganz fertig, jetzt nicht aufgelegt, wie das zum Ton gehört, als es plötzlich eines Abends, wie eben recht viel schöne Welt auf dem Spaziergang bei der Einsiedelei versammelt war, hieß, die Sarewsky würde ihr neues Gedicht vorlesen.

Ich hatte schon vorher, als ich sie erblickte, gedacht, sie müßte etwas Besonderes vorhaben, denn sie war gar zu wunderlich gekleidet. Ein schöner, kleiner Shawl, den sie auf orientalische Art um den Kopf gewunden hatte, gab ihr ein phantastisches, mir beinahe lächerliches Ansehen. Alles eilte in den Pavillon. Er war gedrängt voll, und eine Hitze zum Ersticken. Rosalie saß nachlässig auf der Ottomane und Lothar, der, seines scharfen Verstandes ungeachtet, sinnlichen Eindrükken nicht zu widerstehen vermag, fand sie ganz göttlich, und verglich sie, ich weiß nicht mehr, mit welchem berühmten Gemälde.

Nun fing sie an, ihr Gedicht zu deklamiren. Es ist wahr, sie sprach es ganz artig, und auch die Poesie war nicht übel; aber der Lärmen, der entstand, als sie geendet hatte, und der lange zurückgehaltene Beifall sich endlich Luft machen durfte, war doch wirklich unsinnig. Was bleibt denn diesen Leuten übrig, wenn sie von einem geübten Künstler ein Meisterstück von Göthe oder Schiller hersagen hören?

Und sonderbar! All' dies Getöse, das Drängen so vieler Menschen in dem kleinen Raum, hatten nicht den mindesten Einfluß auf ihre Gesundheit. Wahrhaftig, sie versteht ihre Sache meisterlich, und das Mädchen, welches Lust hätte, sich zur Virtuosin in der Koketterie zu bilden, könnte mit Nutzen zu ihr in die Schule gehen.

Leonore war an keinem der beiden Abende zugegen

gewesen, wie sie denn überhaupt, seit die Sarewsky so sichtbar nach ihrem Manne angelt, und er schwach genug ist, diesen Lockungen nicht zu widerstehen, aus einem begreiflichen Gefühl von Stolz, sich wenig mehr in der Welt zeigt. Ich besuchte sie den Tag nach der Deklamation im Pavillon, theils aus Achtung und Mitleid für sie, theils, daß ich es nur aufrichtig gestehe, aus Neugierde. Ich wollte doch sehen, wie sich Alles, was geschehen war, in ihrem Geiste abspiegelte. Aber sie war heiter und gelassen, wie immer. Kein Wort des Tadels oder der Bitterkeit entfloh ihrem Munde. Sie hörte meiner Erzählung vom vorigen Abend und von der Deklamation freundlich zu, ja sie entschuldigte sogar die Sarewsky, als ich ganz aufrichtig sagte, daß ich sie für eine geschickte Komödiantin und ihre Krankheit für nichts weiter als ein künstliches Mittel halte, Aufsehen, Mitleid und tausend Rücksichten zu erregen, und sich zugleich Allem zu entziehen, was ihr unbequem sey. Wie konnte die Fahrnau sie entschuldigen? War das Phlegma, Schwachsinn, oder Verstellung? Mich ärgerte diese gar zu große Milde, und ich kürzte meinen Besuch ab.

Den folgenden Tag war Rosaliens Geburtstag. Alles beeiferte sich, ihr kostbare oder niedliche Geschenke zu bringen, und der verliebte Fahrnau war am frühen Morgen nach einem benachbarten Schloßgarten geritten, um eine Wunderblume, die man Agapanthus nennt, für — ich weiß nicht — wie viel Dukaten zu kaufen, und sie seiner Göttin bei'm Erwachen, das immer ein Bischen spät ist, darbringen zu lassen. Aber ein feindseliger Dämon mußte den Gärtnerjungen verblendet haben, und seinem Gedächtnisse entfiel der fremdklingende Name. Da er sich nun nicht zu helfen wußte, trug er die Blume gerade in Fahrnau's Wohnung,

wo sie in Abwesenheit des Barons der Frau übergeben wurde.

Die Scene, welche nun gefolgt seyn mag, läßt sich errathen. Leonorens Geduld mußte wohl endlich gerissen seyn, und ihres Mannes offenbares Unrecht ihr die Oberhand gegeben haben. Genug, ihre Abreise, von der wohl schon öfter die Rede gewesen war, ward auf den dritten Tag festgesetzt. Rosalie wurde plötzlich sehr krank, und empfing am Nachmittag ihres Geburtsfestes Niemanden. Am folgenden Tage fühlte sie sich besser, es kamen Besuche, und Fahrnau's machten miteinander — merken Sie wohl! — miteinander ihre Abschiedsvisite. Aber die Wunderblume hat sie erhalten, der Fürst hat sie auf dem Spiegeltische gesehen.

So ist denn nun der empfindsame Roman zu Ende, und die berühmte Frau wird nicht mehr lange hier verweilen, sondern nach Karlsbad gehen, um, so lange es noch Gäste gibt, auch dort eine Rolle zu spielen. Dazu allein ist ja so ein Weib auf der Welt, die nun einmal allen häuslichen Verhältnissen entsagt hat, und nichts anders, als eine Dichterin, und eine weibliche Natur ist, wie die moderne Kunstsprache diese Zwitterwesen nennt.

Doch nicht die Fahrnau'schen und die Sarewsky allein verlassen **bad. Es fangen sich die Gäste überhaupt an zu verlieren, die Badekur der Tante ist ebenfalls bald zu Ende, und wir werden jetzt nach der Residenz gehen, wo sie noch einige Zeit ihrer Geschäfte halber bleiben muß, und wohin Sie mir gütigst erlaubt haben, sie zu begleiten.

15. Bertha von Selnitz an Rosalie von Sarewsky.

*gau, den 10. August 1810.

Was thust Du, liebe Freundin? Auf welchem Pfade

sehe ich Dich wandeln? Und wohin soll das am Ende führen? Eine seltsame Schwärmerei hält Dich befangen, und in dem Zauberduft, der Dich umgibt, vermagst Du nicht einen einzigen Gegenstand außer Dir in seinem wahren Lichte zu sehen. Was sind das für widernatürliche und mehr als phantastische Ideen von den platonischen Hälften, von Deiner Achtung für Leonorens Rechte, und daß Du ihr ihren Gatten lassen, und ihn doch für Dich besitzen willst? Ist das möglich? Ist es nur denkbar.

Du weißt kaum, ob Fahrnau Dich liebt. Keiner Deiner Briefe enthält auch nur von ferne eine Gewißheit hierüber, und Du redest von Planen, die Du mit ihm hast, und in welche er doch nothwendiger Weise einstimmen muß, mit unerschütterlicher Zuversicht. Und nun vollends seine Frau! — Sally! Sally! Wo waren Deine Augen und Deine Beurtheilungskraft, als Du über sie absprachst, und sie in die Klasse der gewöhnlichen Hausfrauen warfest? Deiner Beschreibung nach sah ich ein ziemlich hübsches, blasses, blondes Weib vor mir, eine von den Figuren, die ewig in guter Hoffnung sind, und ihr Leben mit Kinder-Tragen, Gebären und Auffüttern zubringen, etwas schlumpig im Anzug, etwas unordentlich im Hauswesen, übrigens gutmüthig, geduldig, gemein.

Schon vor längerer Zeit schrieb Lothar an seinen Freund über diese Fahrnau. Ich erinnere mich der Stelle noch ziemlich: „Unter den bedeutenderen Er„scheinungen ist eine Frau von Fahrnau, die Gemah„lin eines jungen Güterbesitzers. Sie ist nicht schön, „aber sie wird bald bemerkt; sie reizt nicht, aber sie „zieht leise und fest an sich. Ich habe wenig Weiber „gefunden, die irgend ein Talent, wie sie die Malerei,

„auf so hohe Stufe gebracht hätten, und dabei so be=
„scheiden wären."

In einem späteren Briefe, weil ihn der Freund mit seiner Vorliebe für die Malerin geneckt hatte, wollte er zwar von keiner wärmeren Empfindung für sie wissen; aber er erhob ihren Charakter mit sehr starken Ausdrük=ken, und in Rücksicht ihrer Gestalt bediente er sich eines Vergleiches, der mir auch jene Vorstellung, die ich mir nach Deinen späteren Briefen von ihr gemacht, ganz zer=störte. Sie muß nicht allein hübsch, sie muß bedeutend wohlgebildet seyn. Es scheint troß Allem, was Lothar schreibt, um den Verdacht eines lebhafteren Gefühls von sich abzuwälzen, daß sie ihm doch nicht ganz gleichgültig ist, und hierauf allein läßt sich für Dich einige Hoffnung bauen. Er ist ein gefährlicher Mensch in jeder Hinsicht, und wehe dem Weib, dem er sich mit Planen nähert! Sie wird ihm schwerlich entrinnen, und so könnten viel=leicht seine Absichten den Deinigen entgegenkommen. Vielleicht! sage ich. Aber Vorsicht, liebe Sally, Vor=sicht muß man Euch Beiden empfehlen. Ein einziger zu früh gewagter Schritt, ein zu leidenschaftliches Betragen kann Alles verderben. Die sogenannten streng tugend=haften Menschen, zu denen, wie mich dünkt, Fahrnau und seine Frau gehören, hängen erstaunlich an Formen und Wörtern. So lange diese nicht ausgesprochen und jene nicht verletzt sind, läßt sich viel machen, und sie sind längst mit den Begriffen und Wünschen vertraut, die wir in ihnen erregen wollen, ehe sie es wagen, es sich selbst zu gestehen. Das sind so ungefähr einige Grund=linien für Dein Verhalten gegen Fahrnau, und auch Lothar'n möchte ich bitten, sie zu beherzigen. Er kennt wohl die Weiber aus der großen Welt; aber auf diese Hirtin aus dem Gebirge, die alle Kraft des Gemüths mit aller kindischen Angst vor dem, was sie Unrecht

nennt, mit sich gebracht zu haben scheint, möchten seine Kalkulationen nicht ganz anwendbar seyn.

Du wirst mich wieder über diese freimüthigen Bekenntnisse verlästern; denn noch hast Du nicht einsehen wollen, daß man auf der Welt Alles eher seyn darf, als ein halbes Wesen, und daß nichts sich mehr bestraft, als wenn man mit sich selbst nicht im Reinen ist. Du liebst Fahrnau, Du möchtest ihn besitzen, und wagst es nicht, ihn seiner Frau zu rauben, ja, Du wähnst sogar, Eure beiderseitigen Ansprüche ließen sich vereinigen. Das ist Deine Verblendung, Deine Halbheit. Entweder entsage ihm ganz, oder habe den Muth, was Du ansprichst, und für Dich gemacht glaubst, auch offen zu erstreben und zu behaupten!

Schilt mich keine Bürgerin der Hölle, weil ich offen und redlich genug bin, zu sagen, was Tausende denken, und Du selbst heftig wünschest! Ich bin vielleicht redlicher, als Du. Ich würde an Deiner Stelle den Mann, der mit seiner Frau glücklich zu seyn scheint, vielleicht als ein unverletzbares fremdes Eigenthum an seinen Platz gestellt seyn lassen, und mir jeden Gedanken an ihn ausschlagen; könnte oder wollte ich aber meine Leidenschaft nicht überwinden, je nun! dann würde ich auch offen zu Werke gehen, und ein Herz, dessen Besitz nun einmal zu den Bedingungen meines Erdenglücks gehört, auch ganz mit allen seinen Neigungen, Kräften und Wünschen an mich reißen.

Das überlege, liebe Sally, und suche Lothar zu erforschen, ob er in der von mir angedeuteten Rücksicht zu Deinen Absichten zu brauchen wäre! Laß ihn aber hiervon durchaus nichts merken! Solche Herren wollen nicht errathen seyn, und ein Spiel kann ihnen blos darum widrig werden, weil sie merken, daß man ihnen in die Karten schaut.

Möchtest Du, liebe Freundin, meine wahrhaft treue Gesinnung nicht verkennen! Möchtest Du Dich überzeugen, daß ich es nicht blos wohl mit Dir meine, sondern daß mein Rath auch gewiß heilsam und der Einzige ist, den Du befolgen mußt, wenn Du Dich nicht in endlose Verwirrungen verflechten willst! Ich wünsche Dein Glück, es liegt mir am Herzen. Das glaube fest!

Mir geht es übrigens leidlich. Mitten unter dem Jammer und dem Wehklagen meiner Landsleute habe ich das Mittel gefunden, mir eine angenehme Existenz zu verschaffen, und die Heiterkeit meines Geistes zu behaupten. Fierolles seufzt noch immer, wenn man überhaupt sagen darf, daß ein Franzose seufze, und ich habe nicht so bald Lust, diese Seufzer zu verstehen. Nur der unbefriedigte Wunsch kann die Männer festhalten. Wer weiß, was geschähe, wenn er sich erst am Ziele sähe? Und dienen muß er mir. Es ist wahrhaftig die einzige Möglichkeit, sich in den gegenwärtigen Verhältnissen mit einiger Annehmlichkeit zu bewegen, wenn der Commandant der feindlichen Truppen, die drückend auf den Nakken der Einwohner liegen, mit uns allein in gutem, ja in untergeordnetem Vernehmen steht. Du eräthst wohl, daß ich die Mittheilungen über Lothar von ihm habe. Die Verbindung, welche sich vor zwei Jahren zwischen ihnen in Italien anknüpfte, dauert ununterbrochen fort, und ich müßte mich sehr irren, wenn Lothar nicht in Geheim eine wichtigere Rolle spielte, als seine herrenlose Existenz und seine scheinbare Verachtung aller bürgerlichen Verhältnisse oermuthen lassen. Ich weiß nichts; aber ich habe hier und dort Spuren, und endlich hat mein Takt in solchen Dingen mich selten getäuscht. Doch das, liebe Sally, behalte bei Dir! In dem Lande, in dem Du Dich jetzt aufhältst, wäre es nicht rathsam, wissen zu lassen, daß man etwas von

geheimen Verbindungen mit der großen gefürchteten und gehaßten Nation ahne, und ich will Niemand in Verlegenheit bringen. Leb' wohl!

16. Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein, den 30. August 1810.

Du siehest, ich bin in der Heimath. Es ist nicht ohne einigen Kampf und ohne sehr trübe Stunden abgegangen, aber es ist geschehen. Ich fühle mich ruhig, ja zufrieden, und ich hoffe, es soll hier bald Alles wieder in sein altes Geleise kommen.

Es hatte mich viele Ueberwindung gekostet, Rosalien den Entschluß, nach Hause zu kehren, den ich nun einmal für gut und nothwendig erkannte, anzukündigen. Ich konnte voraussehen, daß es sie tief kränken würde; darum wollte ich es auf die schonendste Art thun, und den besten Moment ergreifen. Aber es war, als legten mir unsichtbare Mächte ein Hinderniß nach dem andern in den Weg. Einen Tag war sie nicht wohl, den andern hatten unangenehme Nachrichten von einer Freundin, an deren Schicksal sie Antheil nahm, sie verstimmt. Ich konnte unmöglich so unzart seyn, und ihr in solchen Stunden etwas verkündigen, was das leicht verletzte Herz noch mehr verwunden mußte. So verging ein Tag nach dem andern. Endlich war ich entschlossen, da Leonorens Wunsch, nach Hause zu kommen, mir so gerecht schien, auf jeden Fall mit Rosalien zu reden, als — ich weiß nicht mehr, wer — über der Tafel erzählte, daß in ein Paar Tagen ihr Geburtstag gefeiert werden würde. Diese Neuigkeit traf mich sehr unerwartet und sehr unangenehm; denn sie zwang mich, entweder Rosalien, die mir schon öfter davon gesprochen hatte, wie sehr sie sich mit kindlichem Sinn auf ihren Geburtstag oder andere Festtage freue, und wie viel Werth es für sie habe, solche

Tage mit denen zuzubringen, die ihr am liebsten sind, auf's Bitterste zu verletzen, oder mit Leonoren nochmal von einem Aufschub zu sprechen. Beides war mir gleich schwer; doch, Rosalie war kränklich, und Leonore, das glaubte ich mir in ihre stillgefaßte Seele versprechen zu können, hatte mehr Kraft, eine Verneinung zu tragen.

Diesmal hatte ich mich verrechnet. Ich sagte es ihr, so freundlich und schonend als möglich, und ich verschwieg ihr auch den wahren Beweggrund nicht; denn ich wollte sie nicht täuschen, da sie ihn doch späterhin würde haben errathen können. Sie hörte mich schweigend an, ein jähes Zucken um die Lippen zeugte von dem Schmerz nochmal getäuschter Hoffnung; auch glaubte ich sie erbleichen zu sehen. Doch sie schwieg, und sagte erst nach einer Weile mit Fassung, aber mit einer Stimme, deren Zittern ich, trotz ihrer Anstrengung, sich zu beherrschen, bemerken konnte: wie du willst, mein Kind! Du mußt am besten wissen, ob deine Gegenwart noch so lange auf Rosenstein entbehrt werden kann. Hiermit wendete sie sich ab, kramte in ihren Arbeiten, und ging bald darauf aus dem Zimmer.

Ich fühlte, was ich gethan hatte, obwohl ich noch nicht bestimmt unterscheiden konnte, ob blos der vereitelte Wunsch der Rückkehr, oder etwas Anderes sie tiefer schmerzte. Meine Gedanken verwirrten sich, mein Gefühl war aufgeregt, je unbestimmter, desto schmerzlicher. Ich hatte mein gutes Weib gekränkt, und vielleicht den Keim eines unglücklichen Verdachts in diese reine, mir so ganz offene Brust geworfen.

Mißmuthig rief ich nach den Pferden. Ich mußte hinaus in's Freie, in den Wald, in den Frieden der Natur, der allein mir den des Gemüths wieder schaffen konnte. Ich ließ das Pferd laufen, wohin es wollte, es hätte mich an einen Abgrund, in ein Wasser tragen

können. Mein Georg rief mich zur Besinnung zurück. Ich sah mich tief im Dickig, nicht weit von mir einen Absturz, unter welchem ein Gießbach tobte. Ich warf mein Pferd herum, den Rückweg zu suchen; aber es dauerte über eine Stunde, ehe ich die Gegend erkannte, und die Straße fand, die durch's Waldthal nach **bad zurück führte.

Die schöne Welt war bereits auf ihrem Sammelplatze. Ich wollte ausbeugen und vorüberreiten; aber Norbeck hatte mich von fern erkannt, und mir laut, daß Jedermann es hören konnte, über den Bach hinüber zugerufen, daß Alles in das Gartenhaus ginge, wo Rosalie ihnen etwas Neues von ihrer Arbeit vorzulesen versprochen habe.

Wir traten in den Saal. Rosalie in einem unendlich reizenden, malerischen Anzug saß auf dem Sopha, den Arm auf die Kissen gestützt. Die Sybille von Guercino! rief Lothar enthusiastisch, indem er hinter mir eintrat. Als es stille geworden war, las sie uns mit ihrer lieblichen Stimme ein wunderschönes Gedicht von der Nymphe des Brunnens, das sie nach der hier bekannten Volkssage mit unendlich viel Phantasie bearbeitet hatte. Man mußte es aber von ihr selbst, mit dem Zauber ihrer Stimme und mit der zarten Verschämtheit vortragen hören, die dem etwas gewagten Unternehmen einen holden Schleier überwarf, um die ganze Kraft der Dichtung zu fühlen. Ein allgemeiner, ungestümmer Beifall ward ihr zu Theil; sie aber wußte bescheiden und lieblich das Gespräch bald auf ganz gleichgültige Gegenstände zu lenken. So kam es, weiß Gott wie? auf die Blumen, und sie erzählte, daß sie vorgestern in dem benachbarten Schlosse gewesen, und eine Blumenerscheinung gehabt habe, die sie sich noch nicht zu erklären wisse.

Sie beschrieb eine Pflanze mit langen, schmalen, grünen Blättern, aus deren Mitte ein schlanker Schaft

emporsteigt, der auf vielen schöngebogenen, zarten Stengeln blaßblaue Blüthen umherträgt. Ich errieth, daß es der Agapanthus war, der jetzt noch selten und nur in wenig Gärten zu finden ist. Aber sie sprach so schön! Die Blume schien ihr so viel Freude gemacht zu haben! Und morgen war ihr Geburtstag! Mein Vorsatz war gefaßt.

Am andern Morgen ritt ich mit dem Frühesten nach dem bewußten Schlosse. Eine unselige Verkettung von Umständen mußte es fügen, daß der Obergärtner nicht zu Hause war, und die Gesellen nicht wagten, das schönste Exemplar, das ich erhandelt hatte, ohne sein Vorwissen wegzugeben. Ich bezahlte also den Preis, bezeichnete ihnen Rosaliens Wohnung, und befahl, die Blume, sobald der Meister eingewilligt haben werde, zu ihr zu tragen. Dann besorgte ich noch einige Geschäfte, und kam um eilf Uhr nach Hause. Stelle Dir die Ueberraschung vor! Die Blume steht in meinem Besuchzimmer. Leonore tritt mir todtbleich, aber mit heiterer Freundlichkeit, entgegen, und sagt mir, man habe die Blume hierhergebracht, weil der Gärtnerjunge mich wohl gekannt, aber den Namen der Dame vergessen habe, zu der er sie hätte tragen sollen.

Es wird für die Sarewsky seyn, vermuthe ich, setzte sie hinzu, als ich noch verwirrt und stumm dastand: ganz ** bad weiß, daß heute ihr Geburtstag ist. Aber es ist eilf Uhr. Wir müssen eilen, sie hinzusenden, und ich glaube, es wäre doch hübscher, du thätest sie in diesen Topf. Es sieht schicklicher aus. Sie wies mir einen schönen Blumentopf von Porzellan, den ich ihr jüngst mit Blumen gegeben, und der nebst ihrer kleinen Gärtnergeräthschaft schon auf dem Tische bei dem Agapanthus stand.

Mit diesen Worten ging sie von mir, der nichts zu erwiedern vermochte, an den Tisch, und fing an, sehr

geschickt die unglückselige Blume von einen Topf in den andern zu setzen. Ihre Hände zitterten, und um ihre Lippen zuckte eine schmerzliche Bewegung, die ein Lächeln seyn sollte, und wie ein Weinen aussah. Nun konnte ich es nicht länger aushalten. Ich eilte auf sie zu, schloß sie heftig in die Arme, und rief: Leonore! Kannst du mir verzeihen? Sie wendete sich um. O Gott! O Gott! rief sie. Ihre Thränen brachen hervor, sie umschlang mich fest, und ließ nun dem lange verhaltenen Schmerz freien Lauf. Aber kein Wort der Klage oder des Vorwurfs kam über ihre Lippen, nur ihre Thränen strömten unaufhaltsam. Diese allein, und ihr Zittern zeugten von dem Zustande ihres Herzens, den ihr Benehmen mir hatte verbergen sollen.

Als sie sich erholt hatte — ach, es bedurfte einer Weile dazu, während der sie beinahe ohnmächtig an meiner Brust lag — sah ich die Anstrengung, mit der sie sich zu fassen strebte. Liebes Kind! hub ich an: wenn es dir recht ist, so gehen wir morgen nach Rosenstein zurück. Nun war ihr Gesicht plötzlich verwandelt. Ein Strahl der höchsten Freude brach aus den schönen dunkeln Augen. Sie ergriff meine Hand, und drückte sie mit schwärmerischer Begeisterung an ihre Lippen. O, wie schön war sie in diesem Augenblicke!

Was thust du? rief ich: Du mir danken: „Ja, lieber Ludwig, und zwar von ganzem Herzen, und recht innig; denn ich fühle den ganzen Umfang des Geschenks, das du mir hiermit machst." Hierauf schlang sie noch einmal mit heiterem Lächeln ihren Arm um meine Schulter, küßte mich auf die Lippen, und sagte: aber nun laß uns auch nicht versäumen, was wir der Artigkeit gegen unsere Freunde schuldig sind! Sie schellte, befahl dem Bedienten, die Blume in meinem und ihrem Namen zu Frau von Sarewsky zu tragen, und fügte

Visit-Karten und unsere Glückwünsche zum Geburtstage hinzu.

Gleich darauf trat Norbeck ein. Wir machten ihn mit unserem Entschluß bekannt. Er stutzte, er wollte abrathen, zureden. Ich blieb unerschütterlich, und er ging endlich, die Neuigkeit, wie ich vermuthen konnte, im Park und in allen Häusern der Bekannten zu verbreiten. Im Grunde konnte sie Niemanden befremden; denn daß wir nächstens abreisen wollten, war längst bekannt, und nur der Tag nicht bestimmt. Doch wußte ich ein Herz, welches diese Nachricht schwer verletzen würde, und dessen Zufriedenheit ich doch nicht um Leonorens Ruhe erkaufen durfte. Ich wünschte sie ihr selbst zu hinterbringen. Leonorens zartes Gefühl verstand mich ohne Worte. Sie trat auf mich zu, und sagte: Du wirst wohl noch einige nothwendige Gänge vor unserer Abreise haben; ich will mich indeß auch umsehen, und zum Einpacken anschicken. Ich sah sie an. Mein Blick mochte ihr mehr gesagt haben, als Worte zu thun vermögen. Als ich sprechen wollte, legte sie mir mit anmuthigem Lächeln die Hand auf den Mund: Stille! Stille! sagte sie: jetzt kein Wort mehr vom Vergangenen! Wir gehen nach Rosenstein.

Ich ging auf mein Zimmer, und überlegte, was und wie ich es Rosalien sagen sollte. Ein Geschäftsmensch trat ein, und hielt mich mit einem unausweichlichen Gespräch ziemlich lange auf. Als ich ihn endlich losgeworden, war es Ein Uhr, und ich flog zu Rosalien. Sie war plötzlich krank geworden, sie nahm keinen Besuch an. War das Zufall? Hatte Norbeck schon geplaudert? Ich habe es nicht erfahren.

Leonore schien nicht mißvergnügt, als sie mich so schnell wiederkommen sah; doch als sie erfuhr, daß Rosalie krank sey, sah ich eine sichtliche Beklommenheit

sich ihrer bemächtigen. Ihr Gemüth war durch den Gedanken an sie beunruhigt; sie begegnete mir mit verdoppelter aber schüchterner Liebe, und über Tisch, als die Kinder aufgestanden waren, reichte sie mir die Hand, und sagte: glaubst du wohl, daß wir heute mit dem Einpacken fertig werden? Und wäre es nicht besser, die Wägen auf übermorgen zu bestellen?

Ich fühlte den ganzen Edelmuth ihres Benehmens, aber ich erkannte auch, was ich thun sollte. Ich bestand auf der Abreise. Wir endigten die Mahlzeit bald. Ich half Leonoren bei'm Einpacken, und ich habe sie lange nicht so liebenswürdig in ihrer anmuthigen Geschäftigkeit gefunden. Gegen Abend machten wir unsere Abschiedsbesuche. Wir fuhren auch bei Rosalien vor, und sie nahm uns an. Blaß und erschöpft lag sie auf dem Sopha, es waren mehrere Personen zugegen, der unglückliche Agapanthus stand auf dem Spiegeltische. Sie empfing uns mit ungemeiner Freundlichkeit, dankte uns Beiden in den liebreichsten Ausdrücken für das Geschenk, und erhob die Schönheit der Blume, und ihre Freude daran mit kindlich warmem Gefühle; aber der Ton ihrer Stimme, die sterbenden Blicke des schönen Auges, die zuweilen mit klagendem Ausdruck auf mich fielen, zeigten deutlich, wie schmerzlich ihr Herz berührt war. Leonore kürzte den Besuch ab, und trachtete unter dem Vorwand vieler Geschäfte nach Hause; mir aber ließ sie völlige Freiheit, zu thun, was ich wollte. Ich fühlte ihre Absicht, aber mein Entschluß war fest. Ich ging, und schrieb an Rosalien, so ruhig und doch so herzlich, als ich es vermochte. Ich setzte ihr die Unumgänglichkeit meiner plötzlichen Abreise aus häuslichen Rücksichten und mit einem glaublichen Vorwande auseinander, Leonorens gedachte ich mit keiner Sylbe.

Am andern Morgen brachen wir früh auf. Rosalien habe ich nicht wieder gesehen.

Hier hat mich gleich eine Menge durch lange Abwesenheit gehäufter Geschäfte empfangen. Ich habe sehr viel zu thun, und bin dessen froh. Im raschen Wirken und Schaffen fühlt sich die ächte Kraft, und vergißt sich mancher thörichte Gedanke. Auch ist es ein velohnendes Gefühl, am Schlusse jedes Tags, jeder Woche auf das Geschehene zurückzublicken, und sich sagen zu können: das hast du geleistet! So, denke ich, wird bald Alles wieder in sein altes, gutes Geleise kommen, und ich im thätigen Streben für das Wohl meines Hauses und meiner Unterthanen den besten Wirkungskreis für meine Kraft, in ihrer Anhänglichkeit und meiner Familie Liebe den schönsten Lohn meiner Mühe finden. Leb' wohl!

17. Mathilde Haller an ihre Schwester.

**bad, den 2. September 1810.

Es ist lange, liebe Schwester, daß Du auf eine Antwort von mir warten mußtest. Meine Zeit war in den vorigen Wochen sehr besetzt, und Alles um mich her zu unruhig, als daß ich die stille Muße zum Briefschreiben hätte finden können. Frau von Sarewsky war sehr krank, ja noch mehr als krank, sie war unglücklich, und ich durfte sie wenig verlassen. So verschieden unsere Weise zu denken ist, so sehe ich doch, daß meine Gegenwart nicht blos durch freundliche Hülfsleistungen, sondern auch durch Gespräch und Theilnahme beruhigend auf sie wirkt. Diese Bemerkung, die keine Eitelkeit, sondern lange Ueberzeugung mir aufgedrungen hat, wird mir nun zur Verbindlichkeit, diesem unruhigen, mit sich selbst in Zwiespalt lebenden Wesen so viel zu seyn, als ich kann; denn Vermögen ist Pflicht, habe ich einst in einem berühmten Buche gelesen.

Die Ursache ihrer Krankheit und Verstimmung ist nun freilich von der Art, daß ich sie nicht billigen und kaum entschuldigen kann; aber sie ist nun einmal, wie sie ist, und kein Zureden würde sie umstimmen. Darum mache ich auch keinen Versuch mehr hierzu, und sehe sie beständig als ein Wesen an, das, durch sein Uebel von dem richtigen Gesichtspunkte weggeschoben, die Dinge um sich her und seine Beziehung zu ihnen nie im wahren Lichte sehen kann. Solche Epochen aber, wo, wie jetzt, ein äußerer Sturm das ohnehin leicht bewegte Gemüth verheerend aufregt, erscheinen mir als Verschlimmerungen des gewöhnlichen Zustandes, und fordern mein Mitleid doppelt auf.

Ich muß auf eine kurze Zeit zurückgehen, um Dir von den mancherlei kleineren und größeren Quellen ihrer jetzigen Leiden einen richtigen Begriff zu geben. Vor einigen Wochen kam ein Fremder hierher, der sich als Deklamator ankündigte, und diese Kunst, die ich für etwas sehr Untergeordnetes und höchstens für ein gesellschaftliches Talent halte, zu seinem Beruf gemacht hatte. Sein Beispiel zündete wie ein elektrischer Funke. Alles fing an zu deklamiren, und Fräulein Ida gab uns bald eine Probe ihres Talents. Sie lud eine zahlreiche Gesellschaft, um sie zu bewundern, und Rosalie, obwohl sie nicht ganz wohl war, ging doch hin, um die Gräfin nicht glauben zu machen, als wolle sie ihr nicht gern auch ihren Theil des Lobes zollen. Das Fräulein deklamirte mit Pomp und Anstalten. Eine klingende Stimme und ein verständiger Vortrag erwarben ihr allgemeinen Beifall. Man sah ihr ihren Triumph an, der noch dadurch vergrößert wurde, als meine arme Dame, die wirklich das Geräusch und die Menge der Menschen sehr angegriffen hatten, den Salon verlassen, und in einem entfernten Kabinet Dunkelheit und Stille

suchen mußte. Fahrnau war sehr um sie besorgt, und ich sah, wie seine Aengstlichkeit ihr wohl that; ich wußte aber auch, daß Ida nun nichts anders glauben würde, als daß Neid und Kränkung über ihren Triumph die arme Sarewsky krank gemacht haben.

Wirklich versäumte sie nicht, diese Ansicht in verdeckten Redensarten hier und da durchschimmern zu lassen. Hatte Rosalie dies erfahren? Hatte sie sich vorgesetzt, die Stolze zu demüthigen? Oder war wirklich die Lust, sich ebenfalls zu versuchen, in ihr geweckt worden? Genug, sie fing an, sich hierin im Stillen zu üben. Sie hatte ein sehr schönes Gedicht unter der Feder, das sie vollendete, und es oft in einsamen Stunden sich selbst oder mir vortrug. Ihr feines Gefühl ließ sie den wahren Weg zum Herzen finden, ihr gebildeter Verstand lehrte sie den gehörigen Wechsel der Töne anbringen, ihre rührende Stimme regte die tiefste Empfindung auf, und ihre schöne Gestalt vollendete den Zauber. Eines Abends, als sich die schöne Welt in dem Waldthale versammelt hatte, wußte sie es, wie zufällig, bekannt zu machen, daß ihr Gedicht, von dem man wußte, daß es in der Arbeit sey, nun vollendet wäre. Man drang natürlich in sie, es vorzulesen. Sie hatte es nicht bei sich, ich mußte zurückfahren, um es aus ihrem Schreibtische zu holen, und nun trug sie es vor. Es war allerdings etwas ganz Anderes, als jene kaltverständige Predigt der O'born, und verhielt sich ungefähr so dazu, wie die Statue des Pygmalion vor und nach der Belebung. Ein unbändiger Beifall, tief aus dem Herzen, ungeheuchelt und ungezwungen, strömte ihr von allen Seiten als Dichterin und Deklamatrice zu. Das Fräulein war rein vergessen, und ich sah auch Wolken über ihr Gesicht fliegen, und Blitze aus ihren Augen flammen, die mich an einem so jungen Mädchen erschreckten.

Fahrnau war im eigentlichen Sinne bezaubert. Ich konnte es ihm diesmal weniger verdenken; denn vorausgesetzt, daß sich ein Mann über die Oeffentlichkeit und Produktionslust seiner Geliebten hinwegsetze, war sie wirklich in diesen Momenten unwiderstehlich.

Indessen kam der Tag der Abreise Fahrnau's, der schon öfters hinausgeschoben worden war, immer näher. Rosalie zitterte davor, denn sie liebt ihn wirklich mit glühender Leidenschaft. Sie sah den Augenblick der Trennung herannahen, ohne ihrer Sache in seinem Herzen sicher zu seyn, und sie hoffte noch immer auf einen glücklichen Moment, der ihm ein Geständniß entreißen, oder auf irgend eine Art ihr Gewißheit geben sollte.

Vielleicht hatte sie diese Wirkung von der Rührung und Feier ihres Geburtstags erwartet, der vor sechs Tagen fiel. Ich fand sie seit dem Morgen in einiger Spannung. Es kamen viele Besuche, Alles beeiferte sich, den schönen Tag mit Wünschen und Gaben zu feiern. Fahrnau erschien nicht, und stelle Dir die Bestürzung der Armen vor, als gegen zwölf Uhr sein Bedienter ein prächtiges Exemplar eines Agapanthus, und von Baron und Baronin Fahrnau Karten und Glückwünsche brachte. Ihr böses Schicksal schien sie mit kaltem Finger zu berühren. Sie erstarrte, sie wurde bleich. Ich sah, was in ihr vorging, und, so wenig ich billigen konnte, was sie zittern machte, fühlte ich doch tiefes Mitleid mit ihr.

Was ist das? sagte sie endlich mit bleichen, zuckenden Lippen: was soll mir das, Mathilde?

Vielleicht eine Ungeschicklichkeit des Bedienten, oder auch — Leonore war immer artig gegen Sie —

O nein! nein! rief sie schmerzlich: das ist nicht, wie es seyn sollte!

Ich war noch beschäftigt, ihr aufgeregtes Gemüth zu beruhigen, als Graf Norbeck eintrat, und sehr mißmuthig

erzählte, wie er eben von Fahrnau's komme, die ihre Abreise nun fest auf morgen bestimmt hätten. Das ist blos Leonorens Betrieb! fuhr er brummend fort: ich kenne das; sie hat sich nur aus Gefälligkeit für ihren Mann entschlossen, die Reise zu machen, und ist nie gern hier gewesen. So fuhr er fort, sich über Leonoren zu beklagen, und ich war froh, daß er in seinem Eifer die Wirkung nicht sah, welche seine Nachricht auf Rosalien hatte. Sie wurde todtenbleich, ihr erloschenes Auge starrte vor sich hin, und nur durch den Geruch von köllnischem Wasser hielt sie ihre Lebensgeister aufrecht. Aber nun kamen immer mehr Besuche und Glückwünschende, und als sie es noch ungefähr eine Stunde mit aller Anstrengung ausgehalten hatte, mußte sie sich zurückziehen und auf's Bett legen. Thränenströme machten dem gepreßten Herzen Luft, und durch Ruhe und einige Arzeneien erholte sie sich so weit, daß sie im Stande war zu sprechen, und etwas zu sich zu nehmen. Man brachte ihr die Karten derjenigen, die in diesen Paar Stunden da gewesen waren, und Fahrnau's Karte war dabei.

Jetzt überflog eine Purpurgluth ihr Gesicht, und ein heftiges Zittern folgte darauf. War das ein Abschiedsbesuch? Würde er ihn wiederholen? Es war doch zu hoffen, daß er sich nicht von **bad entfernen würde, ohne sie noch einmal zu sehen. In dieser Vermuthung raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, um aufzustehen; aber sie machte keine Anstalten, ihn allein zu sprechen, woraus ich mit Vergnügen abnahm, daß Fahrnau sich noch nicht so weit vergessen und in ein Verständniß mit ihr eingelassen hatte. Sie mußte, um ihn zu sehen, für Jedermann zu Hause seyn. So kamen denn Nachmittags unter mehreren Andern auch Fahrnau mit Eleonoren.

Die beiden Frauen benahmen sich sehr gut gegeneinander, und auch er konnte wohl Jeden täuschen, der nicht

vom Stande der Dinge unterrichtet war. Mir entging seine Spannung nicht. Spät Abends kam ein Brief von ihm, in welchem er mit achtungsvoller Rücksicht die Motive seiner schnellen Abreise aus dringenden Geschäften, die seine Gegenwart zu Hause forderten, entwickelte, und als die Ursachen seines Briefes den Wunsch angab, sich bei Frau von Sarewsky über diesen plötzlichen Entschluß zu entschuldigen, und die Unmöglichkeit, da er sie heute nicht allein zu treffen hoffen durfte, dies mündlich zu thun.

Rosalie war vernichtet. Der ruhige und doch freundliche Ton des Briefes zeigte ihr, daß kein Mißverständniß, sondern blos Zufall, oder Liebe zum Rechten diesen Schritt veranlaßt hatte, und sie warf sich mit Thränen an meine Brust. Ach! rief sie aus: wenn das keine unselige Verkettung von Zufälligkeiten ist, so ist er für mich verloren! Aber er hat nach seiner Ueberzeugung gehandelt, und ich liebe ihn heißer als je!

Diese Worte, so schmerzlich sie der Armen abgepreßt waren, gaben mir die angenehme Versicherung, daß in ihrer Brust die Achtung für die Tugend noch stärker war, als ihre Eitelkeit. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und hielt treu bei ihr aus, als Fahrnau's Abreise am nächsten Morgen jeden letzten Schein von Hoffnung verlöschte, und ihr gebrochenes Herz in Jammerlauten und Thränen sich zu erleichtern suchte.

Doch hoffte ich, es würde sich Alles nach und nach wieder geben, wenn nur erst die Stärke des ersten Eindrucks nachgelassen hätte; als die Bosheit giftiger Zungen aus den Vorfällen dieser Tage, so stückweise, wie sie ihr erschienen, ein niederträchtiges Gewebe von Lügen schmiedete, in welchem Fahrnau als ein unter dem Pantoffel stehender Ehemann, die würdige Leonore als eine bonnette Diablesse, wie sie Moliere nennt, er-

schienen, und Rosalie eine eben so lächerliche als zweideutige Rolle spielte. Du kannst Dir vorstellen, wie sehr meine arme Dame hierunter litt, als dieses Gerede durch eine jener unseligen Klatscherinnen, die von Hause zu Hause Neuigkeiten sammeln, herumtragen, sie verunstalten, und mit giftigen Zusätzen begleiten, ihr zu Ohren gekommen war. Aber es stand ihr noch Aergeres bevor; denn es erhoben sich bald, ohne daß es möglich war, die Quellen zu entdecken, noch andere und noch nachtheiligere Gerüchte. Alte, halbvergessene Züge aus ihrem früheren Leben, manche Spuren unverzeihlicher Schwächen, die ich bisher selbst nicht kannte, wurden hervorgezogen, und vor Allem die Geschichte ihrer ersten Ehe, die nun freilich aus dem Gesichtspunkte, wie die Welt sie kennt, ein höchst nachtheiliges Licht auf sie wirft. Gott weiß, woher der Neid und die Verläumdung alle diese Notizen nehmen, und wie viel daran wahr, oder erdichtet seyn mag! Kurz, Rosalie sieht sich überall von diesen giftigen Pfeilen verfolgt, und eine unselige Neugier treibt sie, jedem solchen Geschwätz nachzuspüren. Seitdem ihre Feinde das wissen, ermangeln sie nicht, so viel als möglich ist, uns auf allerlei Weise davon in Kenntniß zu setzen. Rosalie leidet unbeschreiblich, sie kämpft zwischen dem Stolz, ihren Gegnern nicht zu weichen, und durch ihre scheinbare Gleichgültigkeit die falschen Gerüchte Lügen zu strafen, und zwischen der Sehnsucht, allen diesen Qualen durch eine schnelle Abreise zu entfliehen.

Bei diesen Umständen weiß ich nicht, wie lange wir noch hier bleiben werden. Ich will sie nicht drängen, und sie zu nichts veranlassen; ihr gequältes, gejagtes Herz mag sich selbst den Weg zur Ruhe suchen. Leb' recht wohl!

schienen, und Rosalie eine eben so lächerliche als zweideutige Rolle spielte. Du kannst Dir vorstellen, wie sehr meine arme Dame hierunter litt, als dieses Gerede durch eine jener unseligen Klatscherinnen, die von Hause zu Hause Neuigkeiten sammeln, herumtragen, sie verunstalten, und mit giftigen Zusätzen begleiten, ihr zu Ohren gekommen war. Aber es stand ihr noch Aergeres bevor; denn es erhoben sich bald, ohne daß es möglich war, die Quellen zu entdecken, noch andere und noch nachtheiligere Gerüchte. Alte, halbvergessene Züge aus ihrem früheren Leben, manche Spuren unverzeihlicher Schwächen, die ich bisher selbst nicht kannte, wurden hervorgezogen, und vor Allem die Geschichte ihrer ersten Ehe, die nun freilich aus dem Gesichtspunkte, wie die Welt sie kennt, ein höchst nachtheiliges Licht auf sie wirft. Gott weiß, woher der Neid und die Verläumdung alle diese Notizen nehmen, und wie viel daran wahr, oder erdichtet seyn mag! Kurz, Rosalie sieht sich überall von diesen giftigen Pfeilen verfolgt, und eine unselige Neugier treibt sie, jedem solchen Geschwätz nachzuspüren. Seitdem ihre Feinde das wissen, ermangeln sie nicht, so viel als möglich ist, uns auf allerlei Weise davon in Kenntniß zu setzen. Rosalie leidet unbeschreiblich, sie kämpft zwischen dem Stolz, ihren Gegnern nicht zu weichen, und durch ihre scheinbare Gleichgültigkeit die falschen Gerüchte Lügen zu strafen, und zwischen der Sehnsucht, allen diesen Qualen durch eine schnelle Abreise zu entfliehen.

Bei diesen Umständen weiß ich nicht, wie lange wir noch hier bleiben werden. Ich will sie nicht drängen, und sie zu nichts veranlassen; ihr gequältes, gejagtes Herz mag sich selbst den Weg zur Ruhe suchen. Leb' recht wohl!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Schriften

Bd.: 23

Stuttgart 1828

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4461(23/24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091755-1